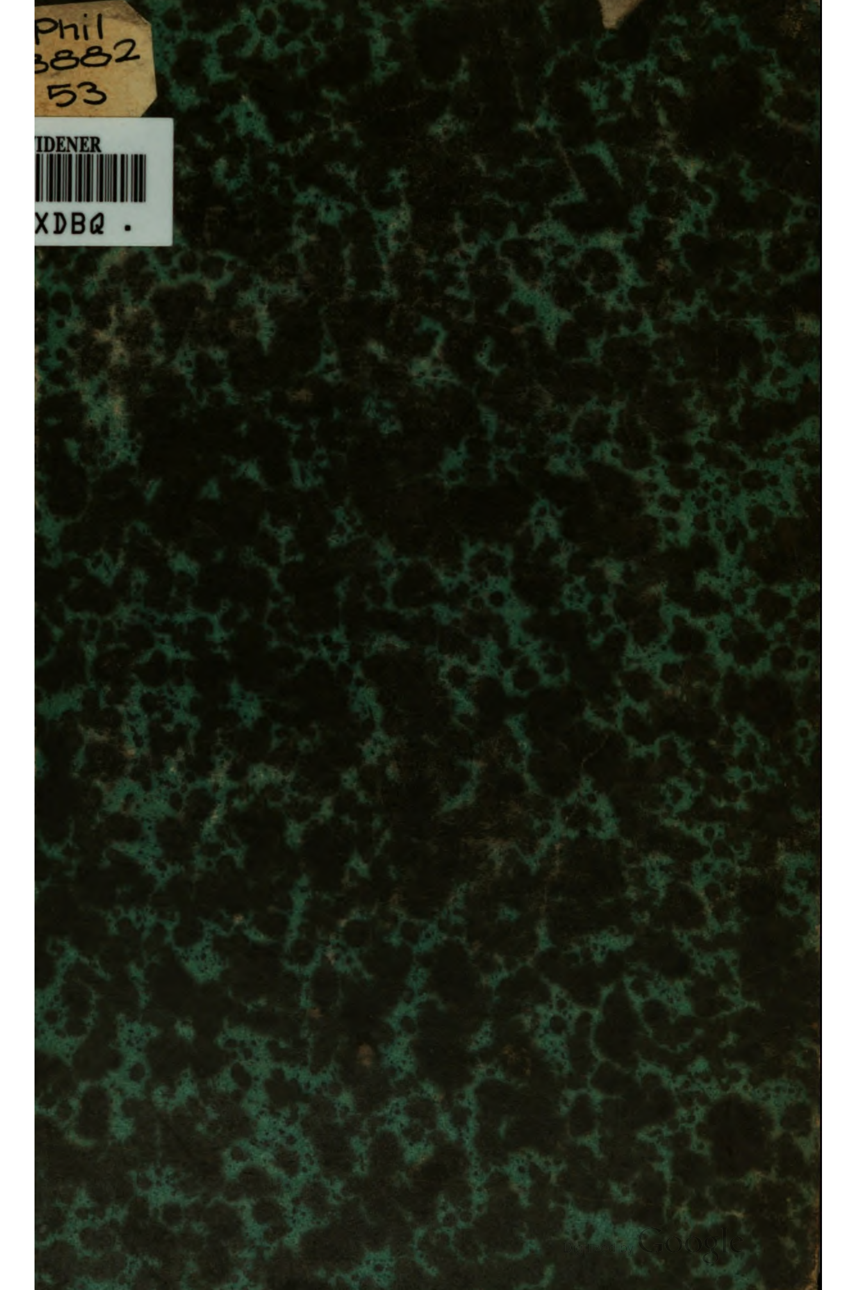

Phil
3882
53
IDENER
XDBQ .



Roy

Moralische Briefe

von

A. Horwicz.



Magdeburg 1878.

Druck und Verlag: Faber'sche Buchdruckerei A. & R. Faber.

Vorwort.

Diese im vorigen Jahre in der Magdeburgischen Zeitung erschienenen Schilderungen unserer sittlichen Zustände haben durch die Frevel vom 11. Mai und 2. Juni eine traurige Bestätigung erhalten. Seitdem sind ähnliche Stimmen oft erklungen. Es ist nicht Kassandra-Eitelkeit, wenn ich darauf hinweise, daß ich nicht nur in der vor drei Jahren verfaßten Schrift „Wesen und Aufgabe der Philosophie, Heft 78 der deutschen Zeit- und Streit-Fragen," sondern auch schon 1872 und 1873 in Zeitungsartikeln ähnlichen Mahnungen Ausdruck gab. Das spricht für die Richtigkeit meiner zeitgeschichtlichen Auffassung und giebt mir den Muth, auch jetzt, wo die höher brandenden Wogen der erregteren Volksstimmung den Blick beirren, eine Diagnose zu wagen, zumal ich dabei auf demselben Standpunkte stehen bleibe, der sich warmer Anerkennung zu erfreuen gehabt, der durch die Ereignisse eine jetzt Aller Augen offenbare Bestätigung erhalten und der zwischen thatlos verzagtem Pessimismus und ebenso trägem Dusel optimistischer Schönfärberei die richtige Mitte behauptet.

Es bedarf keiner neuen politischen oder socialen Recepte. Es ist nicht nöthig, daß wir uns der Abwechslung halber aus der jetzigen Lage in die entgegengesetzte hinüberschwingen. Wir brauchen weder gewagte Experimente noch heroische Mittel. Was uns Noth thut, das ist die Einheit aller reichstreuen Parteien, aller rechtschaffenen, ordnungliebenden Leute, es ist die Gesundheit, Wärme und Energie unserer politischen, überhaupt unserer höheren sittlichen Gefühle.

Die nicht verschämten Versuche, aus Dem, was dem Patrioten brennende Schmach und tiefer Schmerz ist, für das Sondergelüst der Partei Kapital herauszuschlagen, die kleinlich-gehässigen Hetzereien und Stänkereien zur möglichen Erlangung eines Parlamentssitzes auf der einen, die vielfach wahrnehmbare Lauheit und Zerfahrenheit auf der anderen Seite verkünden laut genug, wie nöthig es ist, auf die einfachen und ewigen und ungestraft niemals zu verletzenden Gesetze der Moral und des gesunden Menschenverstandes hinzuweisen.

Gott segne, Gott behüte unser edles deutsches Volk!

Bad Elmen, 12. Juli 1878.

Der Verfasser.

Inhalt.



1. Blue devils.

Moralpredigen wird meist als ein eben so langweiliges wie unersprießliches Ding angesehen. Man könnte die Frage aufwerfen, ob es denn nothwendig sei und im Wesen der Moral liege, langweilig zu sein, und es wäre dann leicht zu zeigen, daß das nicht nur nicht der Fall, sondern daß im Gegentheil das, was langweilig ist, nicht Moral ist, und daß die wahre Moral, d. i. die Lehre von unserem Können und Sollen, grade dasjenige ist, was für jeden Einzigen das nächstliegende, dringendste, höchste Interesse besitzen muß. Wenn trotzdem das Moralisiren oft so langweilig erscheint, so kann das zwei Gründe haben: einmal, daß der Moralprediger ein langweiliger Tropf ist, in welchem Falle ihm nicht anders zu helfen steht, als damit, daß er den Mund hält, oder zweitens, daß Der, dem die Moral gepredigt werden soll, sie nicht hören mag, wo dann nicht anders zu helfen ist, als daß man ihn laufen läßt. In solchem Dilemma befindet

sich Schreiber Dieses, indem er es unternimmt, einige moralische Zeitgebrechen und Volkskrankheiten zu besprechen und unserem lieben deutschen Volke, dem Volke der „Denker und Dichter," dem Volke der „deutschen Treue," der „deutschen Redlichkeit," der deutschen Arbeit und Gott weiß welcher trefflichen Eigenschaften mehr, die man ihm ausschließlich oder vorzugsweise beilegen zu dürfen dachte, sein möglichst treues Bild im Spiegel einer unbefangenen und parteilosen Betrachtung zu zeigen. Welcher der angedeuteten Fälle dabei eintreten wird, der des Mundhaltens oder des Laufenlassens oder was sonst, muß eben so abgewartet werden, wie der etwas problematische Erfolg. Es ist allerdings ziemlich gewiß, daß Völker eben so wie Individuen es meistens vorziehen, durch Schaden, statt durch noch so wohlgemeinte Rathschläge und Warnungen klug zu werden. Doch hat man auch schon Ausnahmen beobachtet, und:

Die Welt wird alt und wieder jung,
Und der Mensch hofft ewig auf Besserung.

Daß es aber gar an Stoff, an sehr erheblichem und nothwendigem Stoff für eine ernsthafte moralische Auseinandersetzung fehlen sollte, das könnte doch wohl nur ein Solcher glauben, der noch in dem kindlich-naiven Vorurtheil der politischen Kinderstube und der ersten schwärmerischen Freiheitsideale befangen ist, daß das Volk immer gut und klug und weise und mäßig u. s. w. sei und alles Uebel nur von der bösen Aristokratie und Bureaukratie und Plutokratie stamme. Der Eitelkeit despotischer Gewaltherrscher wird von einer ränkesüchtigen Camarilla nicht serviler, thörichter und freiheitsmörderischer geschmeichelt, als unbesonnenen Volkshaufen von gewissenlosen Demagogen und Windmachern seit den Tagen eines Kleon oft genug geschehen ist. Die Wahrheit ist: Völker sind wie Individuen,

haben wie diese ihren Charakter und ihr Temperament, ihre Gewohnheiten und Neigungen, ihre Gefühle und Affecte, ihre Stimmungen und Verstimmungen, ihre Launen und Einfälle und so auch ihre physischen und moralischen Krankheiten und Gebrechen. Die Völkerpsychologie, die es mit diesen Erscheinungen des Volkslebens zu thun hat, ist die jüngste im Kreise der Wissenschaften und noch weit davon entfernt, ein volles, tiefes Verständniß derselben zu liefern. Auch haben wir an dieser Stelle es selbstverständlich nicht auf eine Untersuchung aus dem Gebiete theoretischer Psychologie abgesehen, sondern ein ganz praktisches, politisches und vor Allem patriotisches Ziel vor Augen.

Unter den mancherlei Krankheiten und Gebrechen, an denen unsere Zeit ersichtlich leidet, giebt es eine, die weniger augenfällig, weniger unmittelbar gefahrdrohend, auch weniger unmoralisch und demoralisirend erscheint wie etwa Gründerei, Socialismus, Modenarrheit u. A., eine Krankheit, die eben deshalb auch die öffentliche Aufmerksamkeit bis jetzt noch so gut wie gar nicht auf sich gezogen hat, die aber nichts desto weniger den Anspruch erhebt, einigermaßen beachtet zu werden, und die bei näherer Erwägung sich ganz so ausnimmt, als ob sie als Symptom eines tiefer liegenden, versteckten Leidens eine ganz besonders aufmerksame Behandlung verdiente.

Was wir meinen, ist jene eigenthümliche nervöse Verstimmtheit und Uebellaunigkeit, von der sich unser Volk in weiten Kreisen ergriffen zeigt. Das Uebel macht sich in allen Kreisen, Schichten und Ständen unseres Volkes mehr oder minder bemerklich und durchzieht wie ein rother Faden alle Gegensätze der Parteien, Confessionen und der wirthschaftlichen Controversen. Von den allervornehmsten

Regionen, aus denen nur die sagenhafte Anekdote mit dem Zwillings-Geschwisterpaar Calemburg und Ente sich in unsere populären Kreise verirren, durch alle Rangabstufungen bis hinab in die Kreise unserer Tagelöhner und Handarbeiter, tritt dem aufmerksamen Beobachter ein und dieselbe verdrießliche, gnitterige Uebellaunigkeit, Verstimmung und Reizbarkeit entgegen. Denn es ist doch bei Licht besehen ein und dasselbe Ding, dasselbe Gefühl, die nämliche Stimmung, was sich in den oft besprochenen und bespöttelten Hofintriguen (wie viel oder wenig davon wahr sein mag) und in der gährenden Unzufriedenheit der unteren Beamten- und Arbeiterklassen Luft macht.

Das am meisten charakteristische und für die richtige Diagnose gradezu entscheidende Symptom für unsere ethnologische Gemüthskrankheit ist unseres Erachtens nicht darin zu suchen, daß gleichzeitig zahlreiche Klassen und Kreise sich über irgend etwas beschwert fühlen, z. B. der ultramontane Klerus über den Culturkampf, der pietistische Lutheraner über die Kirchenverfassung, der Feudal-Conservative über den liberalen Zug unserer Gesetzgebung, der Fortschrittsmann strengster Observanz darüber, daß nicht nach seinem Recept die deutsche Einheit gemacht u. s. w. Das ist einmal nicht zu ändern und ist, wie wir Menschen einmal sind, natürlich und als nothwendige Reibung mit der großen weltgeschichtlichen Bewegung in den Kauf zu nehmen. Das wahrhaft Ungesunde und Krankhafte liegt vielmehr darin, daß eine solche Unzufriedenheit theils ohne allen Grund hervortritt, theils in einer alle vernünftige Erwägung verläugnenden, theils alles verständige Maß überschreitenden Weise sich geltend macht. Schon bald nach der glorreichen Beendigung des glücklichsten Krieges, den vielleicht je ein Volk geführt, mußten wir das überaus thörichte Geschrei hören, wo die

Milliarden geblieben, und das Volk habe ihnen nur erhöhte Steuern und den Krach zu verdanken. Dann Hand in Hand mit der Klage über den Steuerdruck, trotz des Wegfalles mehrerer und der Ermäßigung anderer Steuern, das Murren über den zunehmenden Militarismus, trotz thatsächlich verkürzter Dienstzeit. Dann wieder die eben so unpolitischen, disciplinlosen wie unpatriotischen Witzeleien über den Culturkampf, welches Wort — traurig genug — von einer sehr ernsthaften Kampfeslosung zu einem billigen Tageswitz herabgezerrt ist. Wenn Jesuiten und Jesuitenzöglinge und selbst wenn ehrliche Katholiken in der Hitze eines großen Meinungskampfes sich solche Spötteleien gestatten, so mag man ihnen solche kleine Erheiterung gönnen und ihnen überlassen, sich damit über die einfache, aber nicht todt zu witzelnde Thatsache hinwegzuhelfen, daß sie in Deutschland als neronische Christenverfolgung denunciren, was ihre Kirche in katholischen Staaten sich ruhig gefallen läßt. Was soll man aber dazu sagen, wenn sich in allen Parteien und Volkskreisen Leute finden, die weder selbst katholisch sind, noch mit dem Ultramontanismus irgend welche Sympathie oder Interessengemeinschaft haben und dabei doch in den hämischen Tadel der Maigesetze einstimmen, wenn Fortschrittler vom reinsten Wasser, demokratische Volksparteiler, lutherische Pastoren und Hochkirchler, Conservative aller Schattirungen sich darin ganz einig zeigen, bald mit gelegentlichen und halbverdeckten Ausfällen und Anspielungen, bald mit offenen und ausführlichen Herzensergießungen über den Culturkampf witzeln und demonstriren oder andeuten, daß zwar die Curie mit ihren Hildebrandt'schen Weltbeherrschungsansprüchen ganz und gar im Unrecht sei, die Gegenwehr des Staates aber so oder so oder so, irgendwie, nur nicht grade so wie geschehen, einzurichten gewesen wäre?

Und wie weit läßt man sich von dieser frivolen Lust des bloßen Anderswollens — dem bösen Geist, der blos verneint — fortreißen! Welche Verbissenheit gehört dazu, wenn ein hochstehender Richter, dazu ein strenggläubiger Lutheraner, sich bis zur Mitgliedschaft bei der Centrums-fraction, wenn ein Botschafter des deutschen Reiches von seinen kleinen und großen Rechthabereien sich gar bis auf die Anklagebank führen ließ. Und was sind das für ganz traurige Stimmungen und Verstimmungen, in welche der Proceß gegen die „Reichsglocke" und ihre intellectuellen Urheber einen mehr belehrenden als erfreulichen Einblick gewährten? Dann wieder das geräuschvolle und so langwierige Kreisen des Berges der Steuer- und Wirthschafts-reformer, das nicht einmal eine Maus gebären konnte, so wie das Sturmlaufen der vereinigten Schutzzöllner, die ein finanzielles Canossa als Universalheilmittel aller wirthschaftlichen Schäden anpriesen, endlich in allerjüngster Zeit dieses kalte Feuer oder trockene Wasser der christlich-socialen Partei, die theils mit den verworrensten, theils mit gar keinen volkswirthschaftlichen Begriffen so traurig lächerlich darauf los arbeitet, die in den Massen herrschende Verwirrung zu vermehren und Oel ins Feuer zu schütten: kurz, diese ganze Menge von Undingen und Nichtigkeiten, die, eine Zeit lang zu Wichtigkeiten aufgebauscht, in hohem und tiefem Pathos verhandelt werden und nicht den mindesten weiteren Effect haben, als Centnerlasten Maculatur mit überflüssiger Druckerschwärze zu erfüllen: Alles das gehört zu dem Bilde unserer Zeitkrankheit der Verdrießlichkeit, des Unzufriedenseins, des Anderswollens und Besserwissens, das in den großen Massen gewöhnlicher Sterblichen sich mit mürrischem Beiseitestehen und Nichtmit-spielenwollen und gelegentlichen Witzeleien und Spöttereien

begnügt, in einzelnen hervorragenden und thatkräftigen Geistern aber sich zum Unmuth der verkannten Größe und zum vielgeschäftigen Thatendurst aufbäumt.

Auch die liberale Partei zeigt sich von dieser Zeitkrankheit keineswegs ganz frei. Die Verbissenheit, mit der ein großer Theil der Fortschrittspartei in die letzte Wahlcampagne eingriff, bildet unzweifelhaft eins der merkwürdigsten psychologischen Probleme. Wir wollen dieses oft erörterte Phänomen einer mit Gewalt aus der eigenen Haut fahren wollenden Verdrießlichkeit hier nicht näher zu analysiren versuchen. Nicht minder merkwürdig aber ist, daß sich in den Kreisen des liberalen Bürgerthums die allgemeine Unzufriedenheit in zwei ganz entgegengesetzten Strömungen Luft macht, die eben durch ihre gegensätzliche Unvereinbarkeit einander völlig negiren, nämlich einerseits in dem fortschrittlichen Radicalismus, dem Nichts liberal und freiheitlich genug ist, und andererseits und komischer Weise oft in demselben Individuum die Panik der Trägheit und Feigheit, die bei jeder Gelegenheit nach der Polizei ruft und für jede Verdrießlichkeit Kaiser und Reich verantwortlich macht, während in beiden Fällen die eben so einfache als nahe liegende Pflicht, vor Allem das Erworbene durch thatkräftige Benutzung zu sichern und lebenskräftig zu entwickeln, theils ganz außer Augen gesetzt, theils nicht genügend berücksichtigt wird.

Und diese doppelte Strömung der Unzufriedenheit pflanzt sich nach unten hin in verstärkten Proportionen fort. Die letzten Wahlen haben gezeigt, daß es den socialdemokratischen Agitatoren vielfach gelungen war, den kleineren Handwerker- und Gewerbestand und selbst die unteren Beamtenkategorien in ihre Cadres einzureihen. Daß diese Leute alle mit den hirnverbrannten Weltbeglückungsplänen der Socialisten über-

einstimmen, daß sie Alle für Aufhebung oder Beschränkung des Erbrechts, Eigenthums, Lockerung des Ehe- und Familienbandes, Organisirung der Arbeit durch den Staat u. s. w. schwärmen, daran ist natürlich eben so wenig zu denken, wie daran, daß alle Diejenigen, die über den Culturkampf raisonniren, sich gern unter die Herrschaft des unfehlbaren Papstes und seiner jesuitischen Rathgeber beugen möchten. Es ist hier wie dort dieselbe leichtsinnige, frivole, kleinliche, verdrießliche Manier, Politik zu treiben. Weil Einem die Nase des Ministers oder die Cravatte jenes Abgeordneten nicht gefällt, ultramontan oder socialistisch wählen, das wäre doch Fastnachtstollheit. Es läuft aber ziemlich auf dasselbe hinaus, was man alle Tage sehen kann, daß um nichtiger Gründe willen unserer Regierung der Kampf mit diesen erbitterten Gegnern aller Cultur durch mürrisches Beiseitestehen, Raisonniren und Besserwissen unnöthiger Weise erschwert wird.

Nicht geleugnet werden soll, daß hier und da auch wirklich mit Grund über drückende Uebelstände geklagt wird. Es bedarf ihrer Aufzählung nicht, sie sind bekannt genug. Aber, wie gesagt, nicht das macht unsere Zeitkrankheit aus, daß wir an mancherlei Schäden leiden — welche Zeit thäte das nicht? — sondern daß die Heilung der vorhandenen Schäden in höchst thörichter und leichtfertiger Weise auf Wegen gesucht wird, von denen jedem Einsichtigen von vorn herein klar ist, daß sie schnurstracks zum entgegengesetzten Ziel führen müssen. So viel sollte ein deutscher Fabrikant einsehen können, daß dem Darniederliegen einer Industrie und ihrer Verdrängung vom Weltmarkt wohl durch bessere und preiswürdigere Leistung, nimmermehr aber durch Vertheuerung im Wege des Schutz-

zolles aufgeholfen werden kann. So viel kann jeder Arbeiter einsehen und noch viel mehr muß solche Einsicht von Gewerbetreibenden und Beamten erwartet werden, daß die herrschende Verdienstlosigkeit durch das Emporkommen einer gewaltthätigen und rechtsverachtenden Umsturzpartei nicht beseitigt, sondern nur vermehrt werden kann. Und so viel pastorale Klugheit sollte wohl von dem geringsten ländlichen Pfarrvikar verlangt werden dürfen, daß, wenn man von Volkswirthschaft absolut Nichts versteht, man besser thut, von einem so gefährlichen Dinge, wie die sociale Frage, die Hände fortzulassen, statt sich zum Massenagitator aufzuwerfen und die im eigenen Kopfe herrschende Begriffsverwirrung in die so schon nicht sehr aufgeklärten Massen zu schleudern und übel ärger zu machen, indem man seine unhaltbare dilettantische Privatphantasie durch das Ansehen der Religion zu decken sucht — soviel sollte endlich auch der großstädtische Bürgerstand, welcher sich in die Gefolgschaft der fortschrittlichen Hetzcapläne begeben hat, einsehen, daß durch Schimpferei auf die Militärlast der an der Grenze lauernde revanchelustige Nachbar weder gerührt noch entwaffnet wird.

So viel von den S y m p t o m e n — nun zur D i a g n o s e. Wenn wir für diese über alle Theile, Parteien, Confessionen und Schichten unseres Volkes verbreitete moralische Epidemie den Namen jener sprüchwörtlich bekannten englischen Nationalkrankheit gewählt haben, so wissen wir selbstverständlich sehr wohl, daß Ursachen und Symptome hüben und drüben ganz verschiedene sind. Wenn der von allen Lebensgenüssen übersättigte, dickblütige Engländer in seinem feuchten, nebligen Inselklima der Schwermuth, Langeweile und allen möglichen Bizarrerien des Spleens anheimfällt, so kann von Alledem selbstverständlich bei uns nicht die Rede sein, wenigstens nicht in unmittelbarer buchstäblicher Anwendung, obwohl mittelbar

und in übertragenem Sinne sich noch manche Vergleichspunkte ergeben möchten, auf deren Ausführung wir hier indessen verzichten. Eine nervöse, reizbare, mürrische, verdrießliche Stimmung, das ist der Kern der Sache. Es ist höchst wahrscheinlich kein Zufall, daß der größte Mann unseres Volkes nervös geworden ist. Er ist eben in Tugenden und Schwächen der echte Sohn seines Volkes und seiner Zeit, und diese haben ihrerseits nicht verfehlt, ihn mit ihrer eigenen Krankheit nicht sowohl anzustecken, als vielmehr durch die symptomatischen Unarten derselben nervös zu machen. Doch das beiher.

Welches sind die Ursachen dieser nervösen Reizbarkeit? Welche Prognose werden wir unserm Patienten stellen und welche Therapie ihm empfehlen? Die Ursache dürfte in Ueberreizung zu suchen sein. Wenn wir auch nicht eine solche Uebersättigung wie beim spleenigen Engländer anzunehmen haben (wir trinken nicht so schwere Weine und so dicke Biere wie er), so dürften doch die ungeheueren Quanta schlechten Biers und schlechter Cigarren, die wir consumiren, die gesellschaftliche Unsitte der Abfütterungen in täglichen Soupers oder Diners u. A. auch in rein körperlicher Hinsicht ihren Antheil von Schuld an dem Uebel haben. Hauptsächlich aber meinen wir eine geistige und moralische Ueberreizung. Wir haben uns in mehr als einer Hinsicht mehr zugemuthet (zum Theil zumuthen müssen), als uns gut war. Die Aufregungen des Krieges und Sieges, der Rausch des Milliardensegens, die Ausschweifungen der Speculation, das Fieber einer ins Maßlose gesteigerten Production und, mit diesen moralischen und wirthschaftlichen Erschütterungen und Krisen Hand in Hand gehend, eine politische und legislative Umwälzung, wie sie durchgreifender und umfassender selten einem Volke beschieden

war. Es war entschieden zu viel für unsere Nerven. Daher die überreizte, verdrießliche, katzenjämmerliche Stimmung, der nichts recht zu machen ist, daher die Unfähigkeit, sich selbst und seine Lage zu beurtheilen, die Hauptsache von der Nebensache zu unterscheiden und zum wichtigen Zweck die richtigen Mittel zu wählen; daher die Ungeduld, die über den abgesprungenen Hemdenknopf aus der Haut fährt und die träge Indolenz, welche die Kinder mit Licht am Pulverfaß spielen sieht, ohne dazwischen zu fahren.

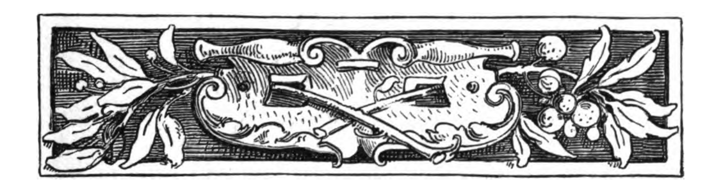
Die Prognose ist, wie die Mediciner sagen, nicht ungünstig quoad vitam, d. h. auf deutsch: man stirbt nicht so leicht daran, dagegen quoad valetudinem completam, d. h. in Betreff völliger Genesung, nicht sehr aussichtsvoll. Die Therapie ist einfach und durch die Entstehungsgeschichte der Krankheit ziemlich klar vorgeschrieben. Stärkende Diät, d. h. gute, kräftige Nahrung, natürlich meinen wir hier geistige, an welcher unser Volk sich wahrhaft unglaubliche und tief beschämende Entbehrungen auferlegt, davon vielleicht ein ander mal mehr, und gesunde Thätigkeit. Wir meinen an dieser Stelle nicht die alltägliche Plackerei im persönlichen Werkeltagsdienst, sondern die nationale Gesammtarbeit an den großen, öffentlichen Interessen des Staates, der Gemeinde, Kirche u. s. w. Gesunde, thatkräftige Arbeit an wahrhaft wichtigen und ersprießlichen Dingen erhält das Herz frisch und gesund und bewahrt vor den widerwärtigen, unnützen Nörgeleien und Zetteleien um unwichtige und nichtige Dinge. Auch davon ein ander mal mehr. Denn an Gelegenheit zu fleißiger Arbeit und gemeinnützigem Wirken ist wahrlich kein Mangel.

Gesunde geistige Nahrung, die den Geist stärkt, das Gefühl veredelt und vertieft und den Gesichtskreis erweitert, das ist es, was wir brauchen, denn wir sind, offen gestanden,

etwas heruntergekommen. Und dazu gesunde Thätigkeit, energische Mitarbeit an großen, gemeinnützigen Aufgaben aller Art. Denn wir sind etwas gar zu sehr in individueller Werkeltagssorge, Plackerei und Genuß aufgegangen, so daß uns für Alles, was über persönlichen Erwerb und Genuß hinausgeht, kaum noch ein Sinn übrig geblieben.

Das ist die Medicin, die wir dem deutschen Volke empfehlen mit dem Wunsche, daß Gott es behüten und daß es Diejenigen, die es für altersschwach und bergabgehend halten, noch oft durch neue, herrliche Thaten und Leistungen Lügen strafen möge.





2. Mode-Narrheit.

Auf die Mode ist in alten und neuen Zeiten viel gescholten; vermuthlich niemals ganz mit Unrecht. Was der Prophet Jesaias über die geschminkten Gesichter, die Ketten, Spangen, Slittern und Gebräme u. s. w. der hebräischen Damen schreibt, könnte noch heute ganz füglich zum Text einer zeitgemäßen Predigt genommen werden. Griechenland und Rom, das alte Aegypten nicht minder wie China und das Fünfstromland haben zu diesem überreichen Capitel menschlicher Thorheit ihre Beiträge geliefert. Grade die Allgemeinheit solcher menschlichen Schwäche scheint geeignet, das Gefühl der Beschämung darüber abzustumpfen. Und nicht blos die leichtlebige junge Evastochter mag denken: Wenn wir allzumal Sünder sind und des Ruhmes ermangeln, warum dann den lustigen Reigen nicht mitmachen? Ueber solche Gewissensquacksalberei und Besänftigungspflästerchen ließe sich zwar Manches sagen, was wir jedoch für uns behalten, weil wir nicht den rigoristischen Störenfried spielen mögen.

Sehr rigoristisch sind wir überhaupt nicht; unsere Moral ist nicht diejenige von La Trappe, und von den Karthäusern beziehen wir lieber ihre kleine Magenstärkung als ihre Lebensregel. Die zahlreichen Güter der Welt sind ohne Zweifel dazu da, von frohen Menschen fröhlich genossen zu werden. Auch gehören wir nicht zu den Anhängern jener neuesten Modephilosophie des Lebensüberdrusses und des Weltschmerzes, die alle Güter und Genüsse für eitel, hohl und nichtig erklären und in Schmerz und Langerweile die allein beständigen Pole alles Gefühls erblicken. Vielmehr ohne grade ein Epicuri de grege porcus, d. h. Ehrenmitglied eines gastronomischen Vereins zu sein, gehören wir zu den närrischen Käuzen, welche die Lust für ein positives und reelles Gut erklären und dafür halten, daß der Mensch zur Freude, zum Lebensgenusse geboren sei, unbeschadet dessen, daß es nicht möglich ist, die Blume des Genusses zu pflücken, ohne das entsprechende Quantum vom Dorn der Mühsal, des Schmerzes und der Entbehrung mit in den Kauf zu nehmen, da, wie schon der alte Hesiod bemerkt: „Vor das Vortreffliche setzten den Schweiß die unsterblichen Götter."

Eben so wenig rigoristisch denken wir auch in Sachen der Mode. Jedes Zeitalter, jedes Volk hat seine besondere Sitte, seinen eigenthümlichen Geschmack, seine Launen und Liebhabereien. Was in der Kunst der Stil, das ist in Bezug auf Kleidung und gesellschaftlichen Gebrauch die Mode. Diese ist in gewissem Sinne ein eben so nothwendiges Product des Volksgeistes, als es die Blätter, Blüthen und Früchte des Baumes sind. — Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß alle Moden für gleich gut und schön gehalten werden müssen, daß sie als Product des Volksgeistes über Zweifel und Anfechtung erhaben seien. Grade dieser Ansicht begegnet man freilich nicht selten. Wie es gedankenlose Menschen giebt,

die ohne jede Spur von Kritik Andere nachahmen, und was Andere thun, sofort für gut und schön halten, so giebt es anderseits vornehmere Geister, die im Verfolg höherer und wichtigerer Interessen gegen alle Aeußerlichkeiten des Lebens herzlich gleichgültig und darum froh sind, wenn sie durch tonangebende Autoritäten der eigenen Wahl und Sorge überhoben sind; sie nehmen die Farbe der Handschuhe, den Schnitt des Rockes, die Façon des Hutes, wie es die Mode mit sich bringt, gleichmüthig an, zufrieden, wenn es ihnen gelingt, nicht grade als Sonderlinge aufzufallen.

Diese letztere Ansicht von der Mode kommt der Wahrheit ziemlich nahe, und sie könnte z. B. hinsichtlich unserer heutigen Herrengarderobe ohne Scrupel angenommen werden. Daß sie aber dennoch an principiellen Mängeln leidet, zeigt ein Blick auf die Ausschweifungen unserer Damenmoden. In der That hat man ein Recht, einen so starken Ausdruck zu brauchen. Wenn man die Unsumme und Ueberlast von Ungeschmack, Ueberladung, Häßlichkeit und Dummheit ansieht, die in derselben zur Herrschaft gelangt und entgegen ihrer sonstigen Wandelbarkeit schon so lange sich behauptet hat, so muß man allerdings sich zu trübseligem Nachdenken versucht fühlen. Ist in der That jede Mode so viel werth wie die andere? Ist es wirklich gleichgültig, was Mode ist? Steht die Mode so weit über oder unter der Kritik, daß es weder ziemt noch lohnt, weder würdig noch nützlich ist, über dieses moderne Roma locuta ein Wort zu verlieren?

Wie, wenn eine Mode unsittlich und schamlos wäre, wie die berüchtigte mode à la Grecque, welche in geschlitzter Tunika den Oberschenkel entblößt zeigte? Und es gab noch schlimmere Dinge damals. Und sind wir vor der Wiederkehr solcher extremsten Excesse völlig sicher? Was wir sehen

und was kaum viel besser ist, giebt uns in dieser Beziehung nicht viel Zuversicht und sicherlich wenig Trost.

Aber grade von dem Standpunkte, daß die Mode mit einer gewissen Nothwendigkeit aus den Anschauungen und Eigenthümlichkeiten des Volks- und Zeitgeistes hervorgehe, gewinnt die Sache nicht ein besseres, sondern im Gegentheil ein noch viel ernsteres Aussehen. Was muß das für ein Baum sein, der solche Früchte trägt? Nicht jeder Volks- und Zeitgeist ist gut, nicht jede Eigenthümlichkeit berechtigt; die Art kann zur Unart, der Brauch zum Mißbrauch werden:

„Wovon der Bruch mehr ehrt als die Befolgung.“

Es muß erlaubt sein, und es ist das Amt der Lehrer und Wächter der öffentlichen Ordnung und vor Allem das Amt der Tagesschriftsteller und Publicisten, dem Volke seine Unarten vorzuhalten und von dem schlechtunterrichteten an das besser zu unterrichtende zu appelliren.

Ein solcher Fall liegt nun hinsichtlich unserer heutigen Frauenkleidertracht u. s. w. in der That vor. Auch in dieser Beziehung sind wir vom Rigorismus so weit als irgend Jemand entfernt. Sich zu schmücken ist Frauen und Mädchen nicht nur erlaubt, es ist ihr gutes Recht, ja, man kann sagen, ihre Pflicht. Ein Weib, dem es ganz gleichgültig ist, ob sie gefällt oder nicht, ist von dem wahren Ideal und Beruf des Weibes auf der einen Seite eben so weit entfernt, als die herzlose Kokette, die nur gefallen will, auf der andern. Sich möglichst gefällig kleiden soll Jede, die Jüngste wie die Aelteste, die Schönste und die Häßlichste, die Aermste und die Reichste. Jede kann und soll als Losungswort ihres desfallsigen Berufes das schöne Dichterwort für sich in Anspruch nehmen:

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Wohlverstanden *schmückt*. Aber ist das Schmuck, was als thurmhoher Wulst auf dem Kopf balancirt und ellenlang um die Beine schlampt, was um die Hüften wackelt und in unzähligen Strichen, Besätzen, Frisuren und wie das Teufelszeug Alles heißen mag, überall das Auge beleidigt und in seiner *überladenen Verworrenheit* nirgend zur Ruhe und zu harmonischem Wohlgefallen gelangen läßt?

Daß die Mode kostspielig ist, könnte man noch hingehen lassen, obwohl es, bei Licht besehen, auch ein *recht trauriges Capitel* ist. Die rechte Frau sucht eine Ehre darin, sich für möglichst wenig Geld gediegen und geschmackvoll anzuziehen, während die Modeprinzessin das Doppelte und Dreifache verbraucht, ohne für einen Deut hübscher auszusehen. Es ist damit wie mit der Wirthschaft. Das ist keine Kunst für viel Geld ein Ding herzustellen, das aussieht wie ein Haushalt. Wenn man darauf besteht, die ersten Spargel, Erdbeeren u. s. w. auf den Tisch zu bringen, statt zu warten bis ihre Zeit kommt, dann wird man, ohne wesentlich besser zu essen, für eine solche Verrückung seines gastronomischen Kalenders eine runde Summe ausgeben. Diese unsinnige Neuigkeitssucht erstreckt sich auch auf die Lektüre. Wie Viele giebt es, die weiter Nichts lesen als das Allerneueste, was grade Sensation macht. Während die unvergänglichen Schätze der Literatur ihnen fremd bleiben, besteht ihre ganze Bildung aus lauter buntem sensationellem Flitterkram. Grade so sind unsere Modedamen behangen mit lauter theurem Quark und Tand, der, sobald das Parfum und der haut gout der Neuheit verfliegt, werthloser Plunder ist, und dabei haben sie vielleicht kein einziges gutes, solides Kleid. Der Sinn fürs Gediegene, Würdige, Prächtige ist unserem Talmizeitalter ganz abhanden gekommen.

Wirthschaft und Toilette hängen leider noch auf andere Weise zusammen. „Alles auf den Kragen, wenig in den Magen," ist die traurige Maxime, die in vielen Familien zu erbarmungsloser Herrschaft gelangt ist. Daß unserem im Ganzen nicht wohlhabenden Mittelstand durch gewisse, schwer abzuweisende Rücksichten zu Gunsten des nach außen Sichtbaren bekanntlich manche geheime Opfer auferlegt werden, das ist zu beklagen, jedoch bei unseren Verhältnissen nicht ganz abzustellen. Aber es ist der Gipfel des bis zur gewissenlosesten Herzensverhärtung gesteigerten Modewahnsinns, wenn an gesunder, kräftiger Nahrung abgekargt wird, um in solchem lumpigen Plunder einherzustolziren, und Scropheln, Bleichsucht und andere dauernde Gesundheitsschäden an sich und der Familie für Undinge und Nichtigkeiten einzutauschen, die nach drei Monaten vergessen sind.

So traurig steht es mit der Kostspieligkeit der Mode. Und doch ist das noch lange nicht das Schlimmste — uns ist die Mode in ihrer Geschmacklosigkeit, ihrer Unnatur und Barbarei ein charakteristisches, aber trauriges Zeichen der Zeit. Noch niemals, so lange wir den Wandlungen der launenhaften Göttin folgen, ist uns eine so totale Entstellung und Verunstaltung der weiblichen Schönheit vorgekommen, als sie die heutige Tracht mit sich bringt. Wir haben schon Reifröcke mit eingenähten Tonnenbandstöcken erlebt, und wieder so enge Röcke, daß man damit kaum den Rinnstein überschreiten konnte, dann den Crinolinen-Schwindel, er war schon toll genug. Es hat auch schon Schleppen gegeben und abenteuerliche Haaraufputze, so wie Schuhe mit hohen Absätzen; aber ein solches Ensemble von Verunstaltungen, eine so totale und gewaltsame Ver- und Umkehrung des menschlichen Körpers ist sicherlich noch nicht dagewesen. Von der

unsinnigen Werg- und Haarpyramide auf dem Kopfe, dem Polsterkissen stumpfsinnigster Bornirtheit, die in ihrer barbarischen Verunstaltung auf's Lebhafteste an den Kopfputz der Feuerländer, Zulukaffern, Monbuttu u. s. w. erinnert, den Stelzenschuhen, die nur zum Trippeln, nicht zum naturgemäßen Gehen bestimmt sind, von dem — mit Respect zu sagen — cul de Paris, den man sich hütet, deutsch auszusprechen, als ob das Wort und die Sache im Französischen anständiger ist; wie gesagt, von dieser pariser Erfindung mit den gepolsterten Hüften bis zu der wenigstens oft annoncirten, hoffentlich nicht oft gebrauchten Gummibüste, von der geschminkten Wange, an der nur die Schönheitspflästerchen noch fehlen, hinab zu den, wie wir berichtet werden, ledernen, sechsfach mit Stricken umwundenen, Inexpressibles, das Ganze nach zweimaliger Einschnürung mit Fug und Recht auslaufend in sein natürliches Hauptstück, die Schleppe oder Nachschwanz, das tiefsinnige Symbol und den evidenten Beweis, daß die eine Hälfte der Menschheit nicht sowohl vom Affen abstammt, als vielmehr auf dieser Entwicklungsstufe stehen geblieben ist: an diesem ganzen Inventar der neuesten weiblichen Reize ist Alles unecht, falsch, Fratze, Caricatur.

Aber das ist nun interessant und darin liegt unseres Erachtens ein nicht unwichtiges Symptom und Zeichen der Zeit, nach welcher Richtung hin und in welcher Weise die Mode von der natürlichen Norm der menschlichen Gestalt abweicht und in's Extrem übertreibt. Wenn man näher zusieht, findet man, daß auch in diesem Wahnsinn etwas Methode liegt, daß das Ganze trotz des fürchterlichen Unsinns einen Sinn hat, wenngleich einen wenig schmeichelhaften. Nämlich Alles, was an der menschlichen Gestalt schön und bedeutsam ist, wird zurückgedrängt, alles Niedere, Sinn-

liche, Thierische gewaltsam hervorgezerrt, vergrößert, übertrieben. Der fabelhafte Werg- und Haarwulst scheint so recht geeignet, das „Weib mit langem Haar und kurzem Sinn“ ad oculus zu demonstriren, der Hinterkopf, den man nicht mit Unrecht zum Sitz der niederen, sinnlichen Triebe machen will, wird dadurch zugleich erhöht und vergrößert. Die schöne Stirn, das Menschlichste am Menschen, der Sitz der Gedanken und der höheren ästhetischen und moralischen Gefühle, wird mit der herabgekämmten Haargardine verhangen, wie um anzudeuten, daß die Besitzerin diesen Theil des Gebäudes nicht bewohnt. Das Auge, der treueste Ausdruck und Spiegel der Seele — nota bene, wenn man was zu spiegeln hat — wird durch Lorgnon oder Kneifer, und auf der Straße, oft selbst in heißer Jahreszeit, durch den kurzen, dunklen Schleier verdeckt. Dafür wird wieder der unteren Partie der Eß- und Schwatzwerkzeuge volle Freiheit gelassen. Freuen wir uns nur, daß man nicht auch hier schon erweiternde Ein- und Anbauten beliebt hat, wofür es an Vorbildern in Amerika und Afrika nicht fehlen dürfte. Die obbemeldete pariser Aposteriorität ist ganz dem Plan dieser Architektur gemäß auf breitester demokratischer Grundlage entwickelt. Der Schleppenschwanz und der Stelzenabsatz geben nach unten hin den völlig stilgemäßen Abschluß, letzterer obenein von dem natürlichen Stützpunkt der Ferse nach der hohlgewölbten Mitte vorgeschoben und so den Plattfuß der Neger an Schönheit und Zweckmäßigkeit noch übertreffend.

Dem Psychologen muß sich hier noch eine andere Ideenverbindung aufdrängen. Ein so guter Kenner der Seele wie Lazarus hat darauf hingewiesen, daß solche erweiternden und vergrößernden Ansätze der Erhöhung des Selbstbewußtseins und Selbstgefühls dienen und daß gerade die Kleinheit und

Unbedeutendheit es liebt, sich durch Derartiges zu erhöhen und zu vergrößern. Wenn das wahr ist — und wir dürfen dem tüchtigen Beobachter schon vertrauen —, wie klein, wie unbedeutend, wie innerlich hohl, leer und nichtig müssen unsere Modedamen „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" sich vorkommen, wenn ihnen ihr eigenes Selbst, ihre ganze werthe Person an allen Ecken und Enden zu kurz und zu klein erscheint, wenn sie überall nöthig finden, sei es auch auf die tollste Art, nachzuhelfen und hinzuzuthun.

Ein so wahl- und geschmackloses Haschen nach dem Neuesten, solche bornirte und nur nach dem Auffallenden greifende Effectmacherei muß zugleich auf das innere Leben der Modejüngerinnen nothwendig höchst nachtheilig wirken. Wo es gar nicht mehr auf Geist und Geschmack, sondern blos darauf ankommt, daß Etwas neu, auffallend und theuer ist, da muß der Sinn äußerlicher, das Gemüth härter, stumpfer, roher, die Begierde herrischer und leidenschaftlicher werden. Da wird, fürchten wir, das Herz nicht viel beständiger bleiben als das Gewand. Und wir fürchten, die Modewelt ist bereits ein gutes Stück auf dieser Bahn vorwärts gekommen. Das leere, ausdrucks-, geist- und herzlose Gesicht der Modekupfer, welches früher als Typus jener dummen Schönheit galt, die schlimmer als Häßlichkeit ist, es hat aufgehört, unnatürlich und unwahr zu sein. Wir begegnen ihm zu Dutzenden und Schocken auf der Straße, in Gesellschaften u. s. w. O ja, es ist doch etwas am Darwinismus!

Ein eigenes Capitel, ja ein Buch ließe sich schließlich noch über die Schleppe schreiben, z. B.: „Die Schleppe im Ballsaal," „Die Schleppe auf der Bühne," „Die Schleppe auf der Straße" u. s. w. Wir verzichten gern auf den dank-

baren Satirestoff, uns mit wenigen kurzen Andeutungen begnügend.

Recht hübsch ist schon die Schleppe auf dem Ball, „wenn eingekeilt in fürchterlicher Enge“ — — doch wir wollen uns nicht zu weit vom Schwunge dieser Poesie fortreißen lassen. Aber die Schleppe auf der Bühne läuft ihr bei Weitem den Rang ab. Wir sahen z. B. eine „weiße Dame,“ ein leibhaftiges Gespenst mit sechs Ellen langem Anhang von gestärktem Mull — ha! Da müssen wohl die Haare zu Berge stehen und die Haut schaudern, sie mögen wollen oder nicht. Und wie interessant ist es nicht, das Spiel mit und an der Schleppe zu beobachten. Hier ist die Schleppe gradezu Bahn brechend, Epoche machend. Auf Mienen, Geberden, Gang, Haltung, Kopf, Hals, Hände kommt gar nichts mehr an. Unten — am hinteren Kleidsaum — da liegt der Schwerpunkt, das Pivot, wie die Militärs sagen, um welches sich die ganze Geschichte dreht. Das Persönchen bildet bloß noch den einen Flügel der Armee. Natürlich muß nun das ganze Spiel ein wesentlich anderes werden. Wo früher eine rasche, kurze Wendung genügte, ist jetzt ein kleiner Contremarsch nöthig, damit die beiden Flügel wieder in die richtige Stellung kommen, oder wenn sonst nichts hilft, muß das widerspänstige Ding mit entschlossener Beinschwenkung, wie der Lafettenschwanz am Geschütz, herumgeworfen werden. Das sieht so graciös aus.

Aber die Krone von allen gebührt der Schleppe auf der Straße. Wir sahen neulich ein neues, echtes Sammetkleid durch den Staub schleppen und konnten nicht umhin, zu denken, ob die Trägerin wohl nur den zehnten Theil dessen, was sie so unsinnig rasch verschlampte, durch ehrbare Arbeit zu verdienen im Stande sei. Gute, theure Stoffe sieht man so alle Tage in wahrhaft sündlicher und schändlicher

Weise in Schmutz und Staub — verderben. Das freilich gehört zum Kostenpunkt, den wir bereits oben absolvirten. Noch schlimmer ist die unsinnige und gradezu unästhetische Geschmacklosigkeit und Schmutzerei. Schon blos der schlurfende Ton, den der von Schmutz und Staub starrende Kleidersaum beim Aufstoßen auf den Boden verursacht, ist gradezu Ekel erregend. An Anderes darf man gar nicht denken, geschweige davon sprechen. Genug, das Ganze ist so schlunzig, schlumpig und liederlich, daß man diese Gassenkehrerei wohl als den äußersten Tiefpunkt verkommenen Moden-Blödsinns bezeichnen darf.

Auf den Schaden für die Gesundheit, welchen dieses fortwährende massenhafte Staubaufwirbeln für die Trägerin und Andere im Gefolge hat, ist wiederholt aufmerksam gemacht. Wir billigen es von ganzem Herzen, daß einzelne Polizeiverwaltungen (wenn ich nicht irre z. B. in Leipzig) das Nachschleppen von Kleidern auf der Straße verboten haben. Der Unfug ist so widersinnig, so anstößig und so schädlich, daß die Polizei eben so befugt wie verpflichtet ist, gegen denselben mit Strafverboten einzuschreiten.

Also dahin mußte es kommen, daß die Gesundheits- und Reinlichkeitspolizei aufgerufen werden muß gegen Das, was man gewohnt ist, als den Inbegriff des Reinsten, Feinsten und Zartesten zu verehren? Ein Gedanke, der zu Wehmuth und Mitleid stimmen muß. Daher schließlich zur negativen Kritik ein positiver Rath *). Man will die Männer verantwortlich machen für die Mode-Excesse der Damen. Das ist nur in so fern theilweis richtig, als allerdings die Ehemänner, Väter, älteren Brüder durch Geltendmachung ihrer Autorität

*) Zugleich als Erwiderung an meine verehrte Briefstellerin Frl X. Y. Z., deren liebenswürdiger Einladung zum nächsten Balle ich, wegen langjähriger Außerdienststellung des Tanzbeins, leider nicht folgen konnte.



so wie durch das eigene Beispiel ernster, edler Gesinnung einem derartigen Unfug im Kreise ihrer weiblichen Verwandten allerdings in beträchtlichem Grade zu steuern vermöchten, nicht aber so, wie vorgeschlagen wird, daß die jungen Herren auf dem Balle durch Engagiren oder Sitzenlassen gewissermaßen darüber abstimmen sollen, welche Höhe der Werg- und Haarpyramide, welche Länge der Dummheitsgardine, welcher Winkel aprioriſcher und aposterioriſcher Prominenz, wie viel Quadratmeter decolletirten Teints sich ihrer ästhetischen und moralischen Billigung zu erfreuen haben. Das heißt die Sache gradezu auf den Kopf stellen und ist so, als sollte der Kaufmann, der Schriftsteller, der Künstler, statt sich als sachverständiger Leiter und Erzieher des Publicums in seinem Sache zu betrachten, sich von dem urtheilslosen Haufen leiten lassen, in welchem Salle bekanntlich Publicum und Künstler gleich sehr herunter kommen.

Auch das Gefallen ist eine Kunst, eine leichte Kunst, aber eine edle. Auch Ihnen, meine verehrten Damen, ruft der Dichter, der den Adel und die Würde der Srauen wie kein anderer gepriesen hat, die ernste Mahnung zu:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie.“

Aber wie jede Kunst erfordert auch diese künstlerischen, poetischen Sinn, wahres, lebendiges Gefühl. Schneider, Sriseur, Posamentier und Tapezier machen es nicht. Das plumpe Pochen „seht her was das kostet“ oder „das Allerneueste, noch nie da gewesen“ können Verwunderung aber nicht Gefallen erwecken. Es ist mit dem Gefallen wie mit dem Witz. Je absichtlicher auf unsere Lachmuskeln speculirt wird, desto eigensinniger versagen sie bekanntlich den Dienst. Grade so geht es uns mit den Damen. Je selbstbewußter, prätentiöser Eine daherstelzt, desto mehr „merkt man die

Absicht u. s. w." und Manche, die sich offenbar als Königin des Balles fühlt, erweckt wenig andere Gefühle als „risum teneatis amici" oder „daß Ihr Euch nicht über sie lustig macht."

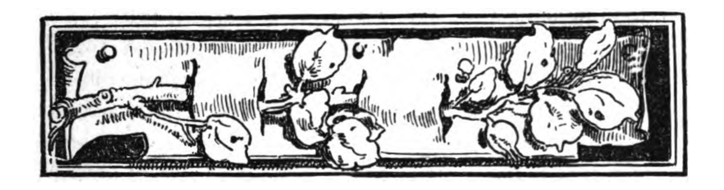
Es ist damit wie mit der Macht und Herrschaft der Frauen über die Männer überhaupt. Die Frauen wollen und sollen auch über uns herrschen, sie sollen mildernd, veredelnd, mäßigend, erziehend auf uns wirken. Manche aber will mit plumper Gewalt, direct und par tout herrschen, sie macht ihren Mann unglücklich, vergällt ihm durch beständigen Zank und Streit das Leben, würdigt ihn zum jammervollen Pantoffelhelden herab, und hat zum Schluß ihre despotische Herrschaft theuer genug erkauft, sie ist selbst dabei unglücklich geworden und mit ihrer Herrschaft ist es noch gar nicht einmal weit her, denn ehe sie sichs versieht, oder wenn sie ihr „Männchen" nicht sieht, nimmt dieser wie ein hartmäuliger Gaul die Zügel zwischen die Zähne und denkt bis zur nächsten Gardinenpredigt ist es noch lange hin. Andere dagegen verstehen es, ihren „Gebieter" in Freiheit zu dressiren, sie wissen ganz genau, wann sie nachzugeben haben und wann es Zeit ist, ihr Stück durchzusetzen, ja, sie machen es so fein, daß der gestrenge Herr Gemahl wirklich glaubt, er habe seinen eigenen Willen gethan, während es doch nur derjenige seines besseren Ich war.

So weiß die Anmuth, die weibliche Klugheit zu gefallen, man weiß nicht wie, ohne große Apparate und Maschinerie, bald durch mildes, sanftes, bescheidenes Wesen, bald durch ein gewisses distinguirtes, vornehmes Wesen. Natürlich geht Beides Hand in Hand. Aber man vergesse nicht, daß um sanft, anmuthig, und vornehm auszusehen, es kein anderes Mittel giebt als es zu sein, als Herzensgüte und Adel der Seele. Alle übrigen Künste durchschaut man

so leicht als die Wergunterlage unterm natürlichen Haar, als das Pergament unter der aufgetragenen Schminke u. s. w. Man sagt den Damen nach, dass sie, namentlich dem starken Geschlecht gegenüber, immer mehr oder weniger als Schauspielerinnen sich fühlten. Möchten sie, wenn das der Fall sein sollte, doch das Wort des weisen Dichters beherzigen:

„Wahrheit ist das leichteste Spiel von allen.
Stelle Dich selber dar,
Und Du läufst nie Gefahr
Aus Deiner Rolle zu fallen.“





3. Sociales für die Gebildeten.

Nicht den Stein der Weisen wollen wir finden und die Lösung der socialen Frage in die Hand nehmen. Wir gehören weder zu Denen, die behaupten, daß es ein Ding wie die sociale Frage gar nicht giebt, noch zu Denen, die dieselbe mit einigen probaten Hausmittelchen lösen zu können glauben. Es müßte wunderbar zugehen, wenn in unseren wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen nicht Uebelstände vorhanden sein, wenn besagte Verhältnisse der Natur alles Irdischen entgegen sich gänzlicher Vollkommenheit erfreuen sollten. Indessen die Erforschung solcher Uebelstände und der Mittel ihrer Beseitigung gehört in die Socialpolitik, nicht in die Moral, mit der wir es hier zu thun haben. Auch schreiben wir keine Widerlegung des Socialismus; eine solche ist wiederholt und von tüchtigen Federn geliefert worden, ohne an ihre eigentliche Adresse, an die sie zunächst sich richten muß, zu gelangen, an die Socialisten selbst, von denen vielleicht gilt, was Plato von

den Materialisten sagt, daß man sie erst bessern müsse, ehe man sie zu belehren suche. Bei einer Feuersbrunst spritzt man nicht immer in das brennende Haus, zumal wenn dasselbe nicht mehr zu retten, sondern hält die Umgebung unter Wasser, um der weiteren Verbreitung der Flammen Einhalt zu thun. So richten wir den kühlen Strahl unserer Erwägungen nicht gegen die Socialisten, welche dafür nicht empfänglich sind, sondern an Diejenigen, die nicht Socialisten sind, den socialistischen Agitationen aber unwissentlich Vorschub leisten, an die mittleren und höheren Stände der Nation, an die Gebildeten, an alle Diejenigen, denen die Aufrechterhaltung und der weitere veredelnde Fortschritt unserer christlichen Cultur und unserer deutschen Sitte gegenüber einem rohen Barbarenthum am Herzen liegt.

Ja, so ist es, wir wollen allen Ernstes den Gebildeten unserer Tage eine Moralpredigt halten, des Inhalts: 1) daß sie ihrerseits geholfen haben, die Sünde des Socialismus mit zu verschulden und seiner Ausbreitung förderlich zu sein; 2) was von ihnen jetzt gethan werden kann und muß, diese öffentliche Calamität allmählich in engere Grenzen zu bannen und mit der Zeit ganz zu besiegen.

Manchem wird das wie ein schlechter Scherz vorkommen. Wie? Ich soll schuld sein, daß Hasenclever 12,000 Stimmen bekam? Habe ich Most'sche Geschichtsvorlesungen besucht? Halte ich den „Vorwärts"? Helfe ich Agitatoren besolden? Was fällt nur diesem Moralisten ein? Ist er etwa um weiteren Stoff für seine sauberen Briefe in Verlegenheit, daß er nun auch mit friedlichen Bürgern anbindet? Ach Gott, um Stoff! Es gäbe Angenehmeres zu schreiben, aber animae salvandae causa muß grade Dieses einmal gesagt werden.

Wo Krankheit ist, da ist auch Schuld, und nicht immer allein auf Seiten des Erkrankten. Wie bei Epidemien den Mängeln öffentlicher Gesundheitspflege ein großer Theil der Schuld mit Recht zugeschrieben wird, wie man mit Recht gesagt hat, daß für die Ungezogenheiten der Kinder die Aeltern die Schläge mit bekommen müßten, wie endlich vor Kurzem eine schöne Dichterin mit Recht bemerkt hat, daß für die Modethorheit der Frauen die Männer mit verantwortlich zu machen seien: so hat es schon von vornherein viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß an der gegenwärtigen so ausgedehnten Verhetzung der niederen Klassen gegen Bildung, Wissenschaft, Besitz, Religion, Familie, gegen alle sittlichen und rechtlichen Institutionen unseres Volkes nicht die socialistischen Agitatoren allein und nicht blos die verblendeten Volksmassen die Schuld tragen, sondern daß auch uns Alle, auch die gebildeten, wohlhabenderen und höheren Stände in Thun oder Unterlassen irgend eine Art von Verschuldung treffen müsse.

Wenn Fürst Bismarck irgend Recht hat, daß jede einigermaßen erfolgreiche Bewegung ein Stück Vernunft in sich schließen müsse, das ihren Erfolg erklärlich macht (und er wird wohl Recht haben, denn es ist ein Satz, der viel für sich hat, daß nur das Vernünftige Erfolg haben kann), dann dürfte es sich angesichts der unbestreitbaren großen Erfolge der socialdemokratischen Bewegung allerdings wohl verlohnen, bei dieser unheimlichen revolutionären Propaganda nach dem in Rede stehenden Stück Vernunft zu suchen.

Natürlich steckt dasselbe nicht in den hirnverbrannten Lehren der Socialisten. Die gemahnen mich an einen jungen Fant, der auf die Zugspitze will. Die Führer, die der Gegend kundigen Leute, die Reisehandbücher u. s. w. sagen, der Weg geht da und da. Aber unser junger Freund weiß es besser.

Dieser Weg ist viel zu lang, ich sehe ganz genau, es muß einen viel näheren und kürzeren geben. Die Führer, die Gastwirthe, die bestochenen Reiseschriftsteller haben ihn so angegeben, um dem Reisenden mehr Geld aus der Tasche zu locken. Dem Wahnsinn, einem Berge von unten ansehen zu wollen, wie er zu besteigen ist, gleichen die socialistischen Lehren aufs Haar. Ja, wenn man das Geheimniß erfände, auf eine Höhe von 10,000 Fuß zu gelangen, ohne einen nach dem andern wirklich zu ersteigen, oder 100 Meilen zu reisen, ohne sie alle zurückzulegen, so wäre das eine herrliche Sache. Ein Volk kann aus seinen Sitten und Rechten, aus seinem Gewordensein, aus seinen wirthschaftlichen Verhältnissen u. s. w. so wenig heraus, als der Einzelne aus seiner Haut. Alle Schrecken der Guillotine und der harten Fäuste haben anno 93 das Brot nicht um eine Centime billiger, noch die Assignaten um den gleichen Betrag theurer machen können. Unsere modernen Volkspropheten stellen aber wirklich die ganz naive Zumuthung an uns, einmal aus unserer Haut zu fahren. Diese Haut, stellen sie vor, ist so braun, so runzlich, so häßlich. Ganz recht, es mag hübschere Häute geben. Aber bis man die eine los geworden und die andere gewachsen ist, hat man curiose Sachen durchzumachen, die der Zehnte nicht vertragen kann.

Das Bismarck'sche Stückchen Vernunft suchen wir auch nicht darin, daß wir der Industrie höhere Löhne u. dgl. zu Gunsten der Arbeiter auferlegen wollen. Abgesehen von Allem, was sich Theoretisches hierüber sagen läßt, so wissen wir gut genug, daß der Socialismus bei uns empor gekommen ist grade in der Zeit, als die Löhne am höchsten standen, als sie eine unnatürliche, unsere Industrie ruinirende Höhe erreicht hatten; en mangeant ist ihnen der Appetit gekommen, ganz wörtlich beim Essen und Trinken. Daß in Bezug auf

Wohnung, Arbeitsräume, bessere Ausbildung, Krankenpflege, Alters- und Invaliditätsversorgung u. s. w. u. s. w. noch Vieles geschehen kann und muß, versteht sich von selbst. Aber das hat mit der socialen Frage, wie sie von der socialdemokratischen Partei gestellt wird, nicht das Mindeste zu thun. Alles, was in diesen Beziehungen zur wirklichen materiellen Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen gethan ist, ist nicht von den Socialdemokraten angeregt und hat gegen deren Widerstand zu kämpfen.

Man streitet darüber, ob repressive Maßregeln polizeilicher und strafgesetzlicher Art helfen können. Entgegen der Ansicht eines großen Theiles der liberalen Partei glauben wir, sie könnten es, und im Interesse der öffentlichen Autorität meinen wir, es müßte nach dieser Richtung etwas geschehen. Der Staat sollte sich nicht wie eine leblose Wachsfigur an der Nase zwicken lassen und es sollte nicht fort und fort der Umsturz alles Heiligen und Hohen, alles Sittlichen und Vernünftigen gepredigt, nicht ungestraft Gift in die Adern des Volkes gegossen werden. Aber wir geben zu, daß es schwer sein mag, eine Gesetzesbestimmung zu finden, die nicht zum Kautschukparagraphen wird, und daß es vorläufig noch rationeller erscheinen kann, die Heilung des Geschwürs statt mit Aetzmitteln von innen heraus zu versuchen. Dann aber bildet es um so mehr einen nothwendigen Theil grade dieses letzteren Heilplanes, das Stückchen Vernunft aufzusuchen, das dem Socialismus in den Augen Unerfahrener zum täuschenden Schimmer des Rechtes verhilft und ihm die zahlreichsten und thatkräftigsten Anhänger zuführt. Es muß doch etwas sein, das diese Hunderttausende in den Netzen dieser rührigen Agitatoren festhält und ihnen jeden Tag neue Tausende ins Garn liefert. Was mag es nur sein?

Der Socialismus erklärt der Gesellschaft den Krieg, er erklärt sie für verrottet und zum Untergange reif. Nun, „so weit sind wir noch nicht," wie Bismarck sagt. Aber verdient nicht vielleicht wirklich die Gesellschaft einen Theil des Hasses und der Verachtung, die ihr in so übertriebenem Maße entgegengebracht werden? Ist nicht vielleicht wirklich Manches faul geworden im Staate Dänemark? Von allen häßlichen, widerwärtigen und beunruhigenden Seiten, welche der Kampf mit der Socialdemokratie ans Licht bringt, ist mir das immer die traurigste und drückendste gewesen: wie kann solche giftige und so offenbar gehässige, verleumderische Kampfweise so zahlreiche, so entschlossene und thatkräftige Anhänger gewinnen? Wir müssen doch in der That in ganz beträchtlichem Grade der Achtung und des Vertrauens der unteren Stände verlustig gegangen sein. Worin könnte das seinen Grund haben?

Nun, wir haben unsere Ansicht über die Sache, und wem sie nicht ansteht, der mag sich nach einer anderen umsehen. Wir meinen allerdings, daß die höheren Klassen den niederen nach verschiedenen Richtungen hin mit einem sehr üblen Beispiel vorangegangen sind, daß die letzteren einfach nachahmen, was die ersteren ihnen vorgemacht haben, daß die höheren Stände eben hierdurch, durch ihr eigenes Herabsinken von der ihnen gebührenden höheren sittlichen Stufe einen großen Theil der ihnen zukommenden Achtung und Autorität seitens der unteren Volksklassen verloren haben. Es sind unsere eigenen Fehler und sittlichen Gebrechen, die in den jetzigen Ausschreitungen der unteren Klassen uns als überraschendes und erschreckendes Reflexbild, als ungeschickte und carikirte, aber bei schärferem Hinsehen wohl erkennbare Copie vor Augen treten. Das klingt sehr ketzerisch und wir fürchten, vielen unserer Mitbürger damit ein Aergerniß

zu geben, es ist aber unsere innigste Ueberzeugung und wir sind nicht im mindesten bange, es nicht für jeden die Verhältnisse unbefangen Beurtheilenden beweisen zu können.

Was schon gleich auf den ersten Anblick für eine nicht ganz leichte Mitschuld der mittleren Stände spricht, ist der Umstand, daß die in Rede stehende Krankheitserscheinung sich noch ein ganzes Stück in dieselben hinein erstreckt. Es ist eine häufig ausgesprochene und meines Wissens niemals bestrittene oder widerlegte Thatsache, daß die Socialdemokratie ihre Anhänger nicht blos unter den eigentlichen Handarbeitern, sondern auch unter den kleineren Gewerbtreibenden, Handwerkern und selbst niederen Beamtenklassen habe, die doch alle den unteren Schichten des Mittelstandes theils angehören, theils so nahe stehen, daß sie mit ihnen durch sehr allmähliche Uebergänge verbunden sind. Sie haben dieselbe Bildung genossen, haben dieselben Interessen, leben ziemlich in denselben socialen Verhältnissen, wie der kleinere Bürgerstand, von dem sie schon einen Theil bilden — und grade sie sehen wir vielfach von der Zeitkrankheit ergriffen. Es kommt hinzu, daß die sämmtlichen Führer und ein großer Theil der Agitatoren den gebildeten Ständen angehören.

Sehen wir vorläufig von dieser kleinen, aber ein scharfes Schlaglicht werfenden Thatsache ganz ab, so ist es ein vielfach bewährter und völlig feststehender, sittengeschichtlicher Erfahrungssatz, daß Sitten, Gewohnheiten u. s. w. von oben nach unten in den Bevölkerungsschichten sich verbreiten, daß die niederen Schichten den höheren, angeseheneren nachahmen. Dies sehen wir z. B. bei den Kleidermoden alle Tage, und hier geht die Sache sogar bekanntlich recht schnell. Was heute die Frau Gräfin trägt, wird morgen die Frau Regierungs- und die Frau Commerzienräthin, bald darauf die schmucke

Bürgerstochter und nach wenigen Wochen schon Lisette und Nanny tragen. Aber dasselbe Gesetz gilt von geistigen und sittlichen Strömungen, von Gebräuchen und Sitten, Lebensanschauungen u. s. w. überhaupt. Es braucht nicht grade immer der an äußerem Rang und Besitz höchste Stand zu sein, welcher solchergestalt die sittliche und culturgeschichtliche Führung des ganzen Volkes übernimmt, es kann auch das durch geistige Bildung und wissenschaftliche Autorität verliehene Ansehen in ähnlicher Weise auf die übrigen Stände maßgebend einwirken. Doch bildet dies dann nicht die Regel, sondern die auf die entsprechenden Theilgebiete beschränkte Ausnahme.

Es würde nun ein Leichtes sein, für dieses Gesetz eine Reihe von culturgeschichtlichen Belegen und Beispielen anzuführen, z. B. die in den beiden vergangenen Jahrhunderten von den meisten Höfen bis tief hinab in die unteren Volksschichten sich fortpflanzende Lockerung der Sitten, in welcher Beziehung wir grade in Preußen an den in entgegengesetztem Sinne wirkenden Einflüssen der Regierungen Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's III. recht schlagende Beispiele besitzen. Wie Sinn und Geschmack für Künste und Literatur in Griechenland, Italien, Deutschland gleichfalls von den Höfen der Fürsten und den Häusern der Großen sich zum Bürgerstande und von da weiter hinab verpflanzen, wie Kleidertrachten, Gelage, Schmausereien, Sitten und Unsitten den gleichen Weg nehmen, wie man sogar nachgewiesen hat, daß die in manchen Gegenden unseres Vaterlandes noch bestehenden, allmählich der nivellirenden Mode weichenden alten Volkstrachten weiter nichts seien, als stehen gebliebene Ueberbleibsel ehemaliger, in den oberen Ständen herrschender Moden. Alles dies ist ja zur Genüge bekannt und oft genug auch specieller ausgeführt.

Es bedarf übrigens auch keines gelehrten culturgeschichtlichen Apparates (dessen Beibringung und Handhabung wir übrigens auch competenteren Federn überlassen müßten), die Anwendbarkeit unseres Satzes auf unseren speciellen Fall läßt sich in viel unmittelbarerer Weise darthun. Wir können nicht läugnen, daß die drei innerlich verwandten und unter sich zusammenhängenden geistigen Strömungen des Materialismus, des politischen und religiösen Radicalismus grade unter den Gebildeten weit verbreitet und weitaus die Mehrzahl beherrschend waren und in nur wenig vermindertem Maße es noch jetzt sind.

Das Uebel fing mit dem jungen Deutschland und der junghegelschen Linken an, nachdem zuvor die Nachwirkungen der französischen und deutschen Aufklärung und der französischen Revolution den Grund bereitet haben mochten. Gegenüber der furchtbaren Reaction, dem „weißen Schrecken" im Zeitalter der Restauration war dies eine natürliche und zum Theil berechtigte Gegenwirkung. Auch bedurfte die stürmische Gährung, welche nöthig war, die neue freiheitliche Epoche heraufzuführen, einer starken Dosis des skeptischen Sauerteiges. Allerdings war diese Skepsis nun gründlich genug. Durch die kalten Spöttereien eines Heine und Börne, durch die revolutionäre Lyrik eines Herwegh und Freiligrath, durch die Unfläthereien eines Heinze und ähnlicher Größen, von denen wir jetzt glücklicher Weise selbst die Namen vergessen durften, wurde die Jugend auf lange Jahre hinaus aller Gefühle der Achtung und Autorität nicht nur vor Königthum und Regierung, die man nur als Herde des finstersten Despotismus betrachten lernte, sondern auch vor allen unseren historischen und literarischen Größen, vor unserer eigenen nationalen Würde völlig beraubt. Wenn man die damaligen Literaturerzeugnisse heute in die Hand

nähme, man würde sicherlich mit einiger Ueberraschung wahrnehmen, daß sie mit der heutigen socialdemokratischen Literatur manche Aehnlichkeit haben.

Das preußische Beamtenthum, das mit Recht den Stolz unseres Landes ausmacht, von dem ein bekannter Liberaler (wenn ich nicht irre, G. v. Vincke in seiner kleinen Schrift über die englische Verfassung) sagen durfte, es habe unserem Volk die fehlende Verfassung ersetzt, man schimpfte es „verknöcherte Bureaukratie,“ und schlimmer, unser edles, braves Heer, aus lauter Landeskindern bestehend, es war nach einer Lieblingsphrase dieser Federhelden eine „verthierte Soldateska.“ Friedrich der Große war ein schlauer, energischer Despot, Friedrich Wilhelm I., dieser Numa Pompilius des modernen Rom, war ein guter Unterofficier u. s. w. So betrachtete man die nationalen Institutionen und so die Geschichte. Auch der große Historiker Most hat seine Vorgänger.

Und dieses Gift hat sich Jahrzehnte lang in die Adern des Volkes ergossen! wir Alle, Alle sind davon inficirt gewesen. Aus dieser Drachensaat entsproß jene wüste Demokratie, die im berliner Zeughaussturm und im frankfurter Aufruhr ihre entartetsten Ausläufer trieb. Eine starke Reaction konnte nicht ausbleiben, obgleich es gar sehr zu wünschen gewesen wäre, daß sie weniger feudal-pietistisch-polizeilich ausgefallen wäre. Als wir das Licht der neuen Aera erblickten, hatte jene Fortschrittspartei das Erbe der Demokratie angetreten, die sich in allem Politischen und Historischen fast eben so kurzsichtig wie diese erwies. Daß ein hervorragender Abgeordneter für die Herstellung der heißersehnten deutschen Einheit kein besseres Recept wußte, als Preußen den Großmachtskitzel auszutreiben, daß man 1864 im Interesse der Thronbesteigung Friedrichs des Sachten Baiern die Reichssturmfahne in die Hand drücken wollte, angesichts des herauf-

ziehenden Entscheidungskampfes mit Oesterreich den Bruderkrieg bejammern und die Losung: „Keinen Mann und keinen Sechser“ colportiren konnte, das spricht für die politische Befähigung dieser Partei, die bis auf den heutigen Tag nichts gelernt und nichts vergessen hat, doch wohl deutlich genug.

Auch hier konnte eine Reaction nicht ausbleiben und sie ward uns nicht erspart. Man darf doch nicht vergessen, daß in beiden Reactionszeiten ein großes Capital von Erbitterung und tiefer Verstimmung im Volke aufgehäuft ward. Glaubt man, daß eine so große geistige und moralische Kraftmenge sich beliebig hervorrufen und dann, sobald man Lust hat, wie ein Galanteriedegen wieder in die Scheide stecken läßt? Das ist unmöglich und widerspricht einer der größten naturwissenschaftlichen Errungenschaften, dem Naturgesetz von der Erhaltung der Kraft. Dieselbe Energie, die wir damals aufwendeten (und zum Theil wohl aufwenden mußten), sehen wir nun nach unten hin fortwirken. Was man auch über die Agitationsmittel und die Fechtweise der Socialdemokratie mit Recht gesagt hat, wir können uns doch nicht verhehlen, daß auch andere — wir wollen einmal den Ausdruck brauchen — „Bourgeoisie-Parteien“ sich einer ähnlichen Taktik und Strategie schon bedient haben, z. B. Ultramontane und Volksparteiler, die Hengstenberg'sche und die „Neue Evangelische Kirchenzeitung“ und der königsberger „Freimüthige“ u. A. m. könnten manch' duftiges Sträußchen solcher Hetzereien und Verketzereien, solcher angenehmen Abwechslung von bald plumpen Drohungen, bald versteckten Denunciationen, von geflissentlichen Verdrehungen und Andeutungen u. s. w. u. s. w. liefern. Von keiner Partei freilich sind diese traurigen Künste auch nur annähernd mit solcher Virtuosität, mit solchem, aller politischen Moral

Hohn sprechenden Cynismus, mit so unverhüllter **mala fides** gehandhabt worden, als von der socialdemokratischen. Das hebt doch aber die Thatsache nicht auf, daß die gebildeten Stände auch auf diesen kothigen Wegen voraufgegangen sind, daß sie gezeigt haben, zu welchen Mitteln und Kniffen die Rechthaberei, die unter allen Umständen Recht haben muß, und die Parteisucht, die das Interesse der Partei über alle anderen Rücksichten hinaushebt, schließlich nothwendig ihre Zuflucht nehmen müssen.

Ein recht augenfälliges Beispiel, wie die in dem Bürgerstande geschürte Parteileidenschaft unmittelbar auch auf den socialen Kampf ihre Rückwirkung ausübte, haben wir grade hier in Magdeburg in nächster Nähe zu studiren die beste Gelegenheit gehabt, wo die durch die radicalen Elemente des Bürgerstandes geschürte Verbitterung und Verdächtigung in recht augenfälliger Weise unmittelbar den Socialdemokraten zu Gute kam, nach dem alten Spruch: **duobus litigantibus tertius gaudet.** Ohne das wüste Geschrei, daß die nationalliberale Partei die Sache der Freiheit verrathen habe, ohne die förmlich in ein System gebrachten Verdächtigungen, durch welche das Vertrauen zu unseren communalen, aus Bürgerwahlen hervorgegangenen Behörden und nicht zu diesen allein in den weitesten Kreisen untergraben wurde, ohne diese Flut von Haß und Schmähung aller Art hätte es die Socialdemokratie sicherlich nie auf 4300 Stimmen gebracht.

Der politische Radicalismus, der seit länger als einem Menschenalter alle Gefühle der Autorität, der politischen Zucht, des staatlichen Verbandes, des historischen Sinnes, des Patriotismus und der nationalen Ehre aufgelockert und untergraben hat, ist im Laufe der Zeit aus den gebildeten Ständen mehr und mehr in die unteren Klassen hindurchgedrungen und trägt jetzt allerdings einen großen Theil der

Schuld daran, daß diese unteren Klassen jetzt für die Aufnahme noch radicalerer Lehren einen allzu empfänglichen Boden darbieten. Die Demokratie aus dem gebildeten Mittelstand zu ungebildeten Massen verpflanzt, aus dem Staatlichen ins Wirthschaftliche, aus der Sprache der politischen Theorien in die der praktischen Begierden und Gelüste übersetzt — das ist die Socialdemokratie.

So viel vom politischen Radicalismus, der philosophische und religiöse ist seinem äußeren Ansehen nach noch verführerischer, in seinen Wirkungen aber noch schlimmer.





4. Der philosophische und religiöse Radicalismus.



Vor Allem, was ist philosophischer Radicalismus? Radical nennt man eine Lehre, die aus einem einzelnen, unter mehreren denkbaren ausgewählten Princip Alles Uebrige erklären und diesen willkürlich ersonnenen Theorien zu Liebe Alles Bestehende von der Wurzel aus, daher der Name, umgestalten will. Das Bedenkliche jedes Radicalismus liegt also einmal in seiner Einseitigkeit, sodann aber, was das Schlimmste, in seiner Mißachtung der bisherigen geschichtlichen Entwicklung. Denn Alles Bestehende besteht nicht durch Zufall, sondern ist das Product, die gegenwärtige Phase einer langen Entwicklung, eines historischen Processes. Diese Entwicklung, diesen Proceß muß man kennen, um ihr Product zu verstehen, um am Bestehenden Nothwendiges und Zufälliges unterscheiden, um beurtheilen zu können, was an ihm gut und entwicklungsfähig, und was schlecht und der Verbesserung bedürftig sei.

Obige Definition des Radicalismus nun könnte auf manche philosophische und sonstige Lehre zu passen scheinen, so könnte der Fichte'sche oder Berkeley'sche Subjectivismus durch seine Einseitigkeit, manche theokratische Bestrebung durch ihre Rücksichtslosigkeit schon auf diesen Namen Ansprüche zu erheben berechtigt sein. Aber keine Lehre ist bisher mit solcher Härte der Einseitigkeit, mit solchem kaum vom Ultramontanismus übertroffenen Unfehlbarkeitsbewußtsein und zugleich mit solcher Verachtung und völligen Verständnißlosigkeit für alles Geschichtliche aufgetreten, als der leider Gottes heut' zu Tage weit verbreitete Materialismus; ihm gebührt vor Allem die Bezeichnung des Radicalismus, die er selbst auch gern geneigt sein wird, als eine ehrende und rühmliche zu acceptiren.

Oberflächlich betrachtet, sieht der Materialismus eigentlich gar nicht so schlimm aus; er ist eine philosophische Theorie. Nun, es hat viele philosophische Theorien gegeben und darunter recht sonderbare. Warum sollte unter den Vielen nicht auch die Lehre, daß Alles aus Stoff oder aus den Bewegungen desselben hervorgegangen sei, ihre Anhänger finden? Sie klingt so einfach und greifbar, und sie sieht so harmlos aus. Denn ihre Anhänger versichern uns, alle unsere sittlichen Ideale, unsere Moralität, unsere ästhetischen Passionen, unsere Kunst und Wissenschaft, kurz, unsere ganze Cultur könnten dabei bestehen bleiben. Zwar mit der Religion sieht es etwas bedenklich aus, obwohl Gassendi Priester war. Aber steht die Religion nicht überhaupt auf dem Aussterbe-Etat? Kann neben unserer zum Gemeingut des Volkes gewordenen Wissenschaft, neben unserer so gründlichen Bildung und Aufklärung von Religion überhaupt noch die Rede sein? Aber politisch-conservativ kann man als Materialist sein wie Hobbes und D. F. Strauß. Was will man mehr, und das soll so gefährlich sein? Ja, ist das überhaupt noch Radicalismus?

Nun wohl, man wird wenigstens nicht läugnen können, daß dieser theoretische Materialismus, mit dem der religiöse Radicalismus des Atheismus Hand in Hand geht, die Köpfe, und was noch mehr, die Gemüther von neun Zehnteln aller Gebildeten erfüllt, und daß er von ihnen aus sich bereits seit längerer Zeit zu den unteren Volksklassen verbreitet hat und noch fortwährend weiter sich verbreitet. Wir gehen nicht so weit, wie Herr Pastor Schuster, welcher vor Kurzem ein recht lesenswerthes kleines Buch über die Socialdemokratie veröffentlicht hat,*) zu behaupten, daß der Materialismus seinem Wesen nach nothwendig zur Socialdemokratie führen müsse. Herr S. meint, daß jede Lehre, welche den Schwerpunkt des Glückes statt ins Jenseits ins Diesseits verlege, consequenter Weise dazu führen müsse, am Diesseits Jedem einen gleichmäßigen Antheil einzuräumen. Das ist aber entschieden zu weit gegangen. Die Erfahrung, daß das Glück nicht von dem Quantum besessener Güter, sondern von inneren moralischen Eigenschaften abhängt, kann der Atheismus ebensowohl in seine Lehre aufnehmen wie der Theismus. Im Gegentheil wird man dem Materialismus mit demselben, wo nicht größeren Rechte eine Hinneigung zu individualistischen und atomistischen als zu communistischen Bestrebungen principiell zuschreiben dürfen. Der Schaden liegt wo anders.

Denn allerdings müssen auch wir dem Materialismus einen sehr großen Theil der Schuld an dem Umsichgreifen jener moralischen Volkskrankheit des Socialismus zuschreiben.

---

*) „Die Socialdemokratie, nach ihrem Wesen und ihrer Agitation quellenmäßig dargestellt von Richard Schuster.“ 2. Aufl. Stuttgart 1876. J. F. Steinkopf. 260 S. kl. Oct.

Der Materialismus ist echter Radicalismus, er ist es durch seine Einseitigkeit, er ist es durch seine Geschichtslosigkeit. — Wir schreiben hier keine Widerlegung des Materialismus, wozu an dieser Stelle der Raum nicht ausreichen würde, wir haben eine solche an anderer Stelle geliefert und ist überhaupt kein Mangel daran. Wir wollen hier den Materialismus nur in moralischer Beziehung charakterisiren. Der Materialismus ist einseitig und im höchsten Grade oberflächlich. Natürlich fällt es mir nicht ein, dies von jedem möglichen Materialismus zu behaupten. Ich kann mir recht wohl denken, daß ein feiner Kopf, der obenein eine recht gründliche Gelehrsamkeit besitzt, auch ein umfassendes System des Materialismus zu Stande bringen und so nach allen Seiten zu stützen vermöchte, daß — sich darüber streiten läßt, wie über Idealismus und Realismus und dergleichen gestritten wird. Mit einem solchen echt philosophischen, wissenschaftlichen, nach allen Seiten durchdachten System haben wir es hier nicht zu thun, weil ein solches nicht vorliegt, sondern mit dem Materialismus, wie er in unserem Bürgerstande durch solche Schriftsteller wie L. Büchner, A. Mayer u. A., die der verstorbene Lange treffend die Commis Voyageurs des Materialismus nennt, verbreitet wird. Diese Sorte von Materialismus habe ich ein Recht, einseitig und oberflächlich zu schelten. Auf ein paar unverdaute Brocken von Naturwissenschaft gestützt, ohne eine Spur von Psychologie, Sprach-, Religionswissenschaft und vor Allem Geschichte zimmert man mit einigen nachlässigen Axthieben ein Gebäude zurecht, das man eher für Gott weiß was, als für eine Welt- und Lebensanschauung erkennen kann. Noch hat kein Mensch das Verhältniß von Leib und Seele bis in seine letzten Ausläufer zu durchforschen und zu durchdenken

vermocht. Da ich auf diesem Gebiete seit länger als zwanzig Jahren thätig bin, wird man meiner desfallsigen Versicherung immerhin Glauben schenken können. Noch viel weniger hat irgend ein Sterblicher das große Weltproblem zu Ende gedacht, und ein Mann wie Burmeister, auch ein Materialist, aber ein Mann der Wissenschaft, ein echter Naturforscher, erklärt in aller Bescheidenheit, nicht zu wissen, wie es bei der Schöpfung hergegangen. Aber unseren Commis Voyageurs ist alles klipp und klar, Alles was gewußt werden kann, wissen sie, und, da dieses Alles sehr wenig ist, so hat die Bettelsuppe ein großes Publicum.

Und dabei treten diese Leute mit einer Ueberhebung, einem Unfehlbarkeitsdünkel auf, wie er nur den ultramontansten Ultramontanen oder den allerlutherischesten Lutheranern innewohnt. Dies ist die reine und lautere Naturwissenschaft. Wer daran nicht glaubt, ist entweder ein Heuchler oder ein Dummkopf tertium non datur, Rom hat gesprochen. Diese Oberflächlichkeit in den Prämissen, diese Willkür in den Consequenzen, dieses geflissentliche Umbiegen und Zurechtrücken der wirklichen Thatsachen der Wissenschaft, endlich diese Unverfrorenheit in der geringschätzigen, absprechenden Beurtheilung jeder abweichenden Meinung: Alles dies ist freilich das echte Ur- und Vorbild der socialdemokratischen Wissenschaft geworden. Wenn ein Fr. v. Hellwald in seiner sogenannten Culturgeschichte über alle Autoritäten der Geschichtswissenschaft hohnlachend mit beiden Füßen hinwegspringt, warum sollte Meister Most nicht Mommsen meistern? Wenn ein E. Dühring Jahrzehnte lang alle Größen und Zierden der heutigen Wissenschaft für verrottet, corrumpirt, dem schmählichsten Egoismus und Nepotismus hingegeben schildert, warum soll die socialdemokratische Agitation Bedenken tragen, das Stichwort von der

„bestochenen Bourgeoisiewissenschaft" als handliches Vertheidigungsmittel gegen alle unbequemen Einreden zu benutzen und zur Erweiterung der Kluft zwischen den Gesellschaftsklassen auszubeuten?

Aber auch eine gewisse innere geistige Verwandlschaft zwischen der materialistischen und der socialdemokratischen Lehre läßt sich unmöglich verkennen. Ludwig Büchner kommt z. B. in den von ihm geforderten Reformen des Instituts der Ehe nach der Seite der freien „Liebeswahl" den einschlägigen socialdemokratischen Idealen schon einigermaßen nahe, und die Art, wie Hellwald in seiner Culturgeschichte allen sittlichen Ideen, allen edleren Gefühlen jede Realität und geschichtliche Macht abspricht und diese nur auf die allerniedrigsten sinnlichen Triebe und Begierden beschränkt, kann an Cynismus und Beschränktheit sich der socialdemokratischen Güterlehre allerdings ganz getrost zur Seite stellen.

Wir nannten zweitens den Materialismus geschichtslos. Das könnte Wunder nehmen, man sollte wenigstens glauben, er dürfe es nicht sein. Eine Lehre, welche den Geist aus dem Stoff, welche das organische Leben durch Urzeugung aus materiellen Kraftwirkungen, welche die höheren Thiere und den Menschen durch Artumwandlung aus den niedersten Lebensformen hervorgehen läßt, eine Lehre also, welche eine so gewaltige Entwicklung, eine so unglaubliche Vervollkommnung von dem todten Staubkorn bis zum glänzenden Genie eines Newton, Kant, Shakespeare oder Goethe annimmt: eine solche Lehre müßte, sollte man meinen, vor dieser Entwicklung, die so Großes geleistet hat, doch einigen Respect empfinden, müßte diese Entwicklung für gut und vernünftig erklären, sie namentlich in allen ihren Theilen und Phasen recht sorgfältig und liebevoll zu

erforschen sich bemühen. So sollte man meinen, aber thatsächlich ist das Gegentheil der Fall.

Im Allgemeinen befaßt sich der Materialist mit der Geschichte überhaupt nicht viel. Außer der mehrfach erwähnten Hellwald'schen Culturgeschichte wüßte ich im Augenblick (ich habe allerdings keinen literarischen Apparat zur Hand) keine einzige größere historische Arbeit eines ausgesprochenerern Materialisten zu nennen, außer Buckle's Geschichte der englischen Civilisation, ein Werk von allerdings ganz anderem wissenschaftlichen Kaliber als das Hellwald'sche, das aber ganz allgemein als ein sehr einseitiges und auf einem engen und beschränkten Standpunkt stehendes angesehen wird.

In der That hat die materialistische Geschichtsauffassung, wie wir ihr, von den genannten Hauptwerken abgesehen, bei den Reisepredigern der Secte Büchner, Mayer, auch Karl Vogt gehört hierher, auf Schritt und Tritt begegnen, große Aehnlichkeit mit der oben geschilderten jungdeutschen und der späteren demokratischen. Der lucretische Grundsatz timor fecit deos, die Furcht schuf die Götter, alle Religionen sind aus abergläubischer Furcht, welche durch gewinn- und machtsüchtige Priester ausgebeutet und in ein System gebracht worden, hervorgegangen. (Ein Grundsatz, der von dem ausgezeichneten und auf diesem Gebiete competenten Gelehrten Max Müller als aller geschichtlichen Begründung entbehrend widerlegt wird.) Die Staaten sind durch das Faustrecht des stärksten, schlauesten und gewissenlosesten Räubers gegründet. Alle sittlichen Grundsätze beruhen auf conventioneller, durch den gemeinen Nutzen beherrschter und von Priestern und Despoten begünstigter Ueberlieferung. Das ungefähr ist der Kern und die Summa der religions-, völker- und sittengeschichtlichen Weisheit des Materialismus. Man sieht, es

ist von da aus bis zu den socialdemokratischen Anschauungen kein großes Stück Weges zurückzulegen. Wenn es nun wahr ist — und Niemand wird es läugnen können — daß der Materialismus zum übergroßen Theile die Köpfe und Herzen unserer Gebildeten eingenommen hat, kann unsere Behauptung, daß die Gebildeten eben hiermit der socialistischen Propaganda bei den unteren Klassen mächtig vorgearbeitet haben und ihr noch immer vorarbeiten, dann so sehr weit von der Wahrheit abliegen?

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: wie hat unser edles, großes, so ideal angelegtes deutsches Volk, das Volk Kant's und Schiller's, einer so flachen und beschränkten Weltanschauung anheimfallen können? Das ist eine lange und traurige Geschichte, die wir hier nicht erzählen, sondern nur andeuten können. Als unser Volk in der Anarchie und Misere der Kleinstaaterei und der polizeilichen Bevormundung verkümmerte, als es in der Kirche statt der Worte des ewigen Lebens nur die Wahl zwischen trockenem, dürrem Rationalismus und eben so todtem Buchstabenglauben und Bekenntnißdienst fand, als jede freiere Regung in unlösbare Fesseln geschlagen schien, da ist ihm mit dem politischen auch das religiöse Bewußtsein abhanden gekommen, da ist es wie ein unglücklicher und zugleich schwacher Mensch wie an König und Vaterland auch an Gott und Welt irre geworden, da hat ihm die Lehre eines Strauß und Feuerbach, weil die kühnere, auch als die freiere, liberalere erscheinen können. Es ist Thatsache, daß der Materialismus in unserem Volke nicht durch seine eigene Kraft und die Evidenz seines Wahrheitsgehalts, sondern nur im Gefolge der politischen Opposition emporgekommen ist. Er ist nicht der ältere, sondern der jüngere Bruder des politischen Radicalismus, demselben aber darin ganz

ebenbürtig, daß er dessen Maulwurfsarbeit der Untergrabung aller Autorität in erweitertem Maßstabe fortsetzen und vollenden hilft.

Der Materialismus der Gebildeten ist in neuerer Zeit in unverkennbarem Rückgange begriffen. In den höheren Regionen der Wissenschaft bricht sich die Ueberzeugung, daß mit ein paar abstracten Sätzen grundtiefe Weltprobleme sich nicht im Hui lösen lassen, von Tag zu Tag mehr Bahn. Aber auch in mehr bürgerlichen Kreisen beginnt man sichtlich in positivere Bahnen einzulenken. Zu diesem relativ günstigen Resultate haben weniger die zahlreichen Widerlegungen des Materialismus, als die glücklicheren politischen Verhältnisse beigetragen. Seit wir mit dem Glücke, einem mächtigen, freien und aufgeklärten Staate anzugehören, hohe politische Güter in unserem Besitz wissen, ist unser Volk unverkennbar positiver und conservativer geworden; und das hat seine Rückwirkung auf das religiöse Leben um so weniger verfehlen können, als auch in kirchlicher Beziehung Vieles ganz anders und besser geworden. Aber dieser Umwandlungsproceß ist auch bei den Gebildeten noch lange nicht vollendet. Meistentheils ist an die Stelle der Begeisterung für den Materialismus *die kalte, todte Schlacke des Indifferentismus getreten.* Man schwärmt nicht mehr für freie Gemeinden, man schwört nicht mehr glühenden Haß dem Christenthum — Du lieber Gott! Man hat so viel über diese Dinge nachgedacht, man ist es so müde, sich zwischen den Extremen des Materialismus und Supranaturalismus umhertreiben zu lassen, daß man es lieber vorzieht — von der ungeheueren Gedankenarbeit auf dem Ruhebett der Denkbequemlichkeit auszuruhen. *Man will grade nicht Materialist, aber auch nicht Christ, man will eben gar nichts sein.*

In den untersten Volksschichten ist man bei dieser idealen Höhe freidenkerischer Entwicklung noch nicht angelangt. Hier wirken noch diejenigen Motive und Triebkräfte nach, welche in den gebildeten Ständen dem Materialismus zu so weiter Verbreitung verholfen hatten. Hier besitzt der Materialismus und Atheismus noch den vollen Reiz der Neuheit, und widerstandslos fallen ihm die Massen anheim, so weit nicht eine in sich geschlossene und wohldisciplinirte Hierarchie es verstanden hat, einen Theil derselben unter das Joch priesterlicher Parteidisciplin zu zwängen und so wenigstens äußerlich beim Kirchenglauben festzuhalten. — Daß nun bei jenen Massen, welche — hier hilft kein Verheimlichen, sondern nur ein offenes Schuldbekenntniß — unsere Bourgeoisie-Literatur von Kraft und Stoff aller Religion, und nicht ihr allein innerlich entfremdet und abgewendet hat, eine geschickte und energische social-demokratische Agitation leichtes Spiel haben muß, liegt auf der Hand. Aber es kommen noch mehrere im Wesen des Materialismus liegende Momente hinzu, um den Bebel-Liebknecht ihre Arbeit erheblich zu erleichtern.

Erstlich muß eine Lehre, welche so einseitig und oberflächlich auf wenige schlecht begründete und noch schlechter durchdachte Thatsachen eine weltumfassende Theorie gründet und aus luftigen Gedankenmaschen ihr Gebäude webt, schon an und für sich eine große Hinneigung zu allerhand Luftschlössern und utopischen Ideen an sich tragen. Zweitens aber muß eine Lehre, welche die Geschichte mißachtet und um ihre Lehren sich nicht kümmert, unwillkürlich auf revolutionäre Neuschöpfungen verfallen. Denn die gegebene Entwicklung, die Geschichte ist es allein, was menschlichen Dingen Stabilität zu geben vermag, was die Menschen und Völker conservativ im wahren Sinne

des Wortes macht, die Geschichtlosigkeit muß utopisch und revolutionär machen.

Aber weiter, was kann der Materialismus dem Volke bieten? Der Materialismus der Gebildeten behauptet zwar, daß er alle altererbten Schätze unserer Cultur in seine neue Welt- und Lebensanschauung hinüberrette. Aber wie sieht es damit in Wahrheit aus? Wie will der Materialist z. B. Aesthetik treiben? Das Schöne kann für ihn keinen realen, geistigen Wesensinhalt haben, es kann ihm nur eine für den Menschen zufällig lustgebende Form sein. Die Psychologie als eine philosophische Disciplin verachtet er, worauf will er eine tiefgründige, den realen Bedürfnissen der Menschennatur entsprechende Ethik bauen, eine Ethik, die nicht sofort zur trocknen, ledernen Philistermoral zusammenschrumpft, sondern die Brust mit hoher, heiliger Begeisterung für alles Edle erfüllt und durchglüht? Wie will er die heilige Flamme des Patriotismus, die aufopferungsvolle Hingabe politischer Thatkraft in den erschlafften Gemüthern anfachen, wenn ihm der Staat nur das zufällige Product räuberischer Gewaltthat ist, wenn nur egoistische Leidenschaft politische Macht und praktischen Erfolg zu geben vermag? Ist da nicht schließlich resignirter Quietismus noch die harmloseste Consequenz?

In der That, der Materialismus der Gebildeten hat es offen und unzweideutig ausgesprochen, daß er dem Volke nichts zu sein und nichts zu bieten vermag. Die Herren Büchner, A. Mayer u. A. wissen zwar von allerhand schönen und beseligenden Dingen zu erzählen; wir werden uns aber erlauben, in dieser Beziehung von ihrer Autorität, die in Bezug auf Klarheit und Folgerichtigkeit der Gedanken nicht viel auf sich hat, an die Autorität eines Mannes zu appelliren, dem wohl

Niemand den Ruhm eines strengen, consequenten und redlichen Denkers absprechen wird. D. F. Strauß nimmt in seinem berühmt gewordenen Buche „Der alte und neue Glaube" alle Güter der Cultur und Wissenschaft für sich und sein „Wir" in Anspruch. Er vermag diese Güter natürlich eben so wenig wie ein Anderer aus dem Materialismus abzuleiten oder sie mit ihm in organische Verbindung zu setzen, aber er postulirt sie einfach und conservirt sie für seine „Wir", d. h. für die gleich ihm hochgebildeten Geister des Jahrhunderts. Für die große Masse des Volkes, für die Halb- und gar nicht Gebildeten hat er — Nichts, sie, meint er, müssen noch lange „vielleicht für immer" mit der geistigen Hungerkost der Hierarchie fürlieb nehmen.

Wenn aber das die Consequenz des Materialismus ist, wer sieht dann nicht, daß damit die bisherige Kluft zwischen den besitzenden und besitzlosen, zwischen den gebildeten und den ungebildeten Ständen nicht blos erweitert und verschärft, sondern eigentlich erst recht gegraben wird? Auf denjenigen Gebieten, wo kein Mensch, der diesen Ehrennamen verdient, es zu ertragen vermag, sich von den höchsten Gütern der Menschheit als enterbter Paria ausgeschlossen zu sehen — grade da erklärt der Materialismus den unteren Volksklassen rund und nett: Alles Wissen, alles Schöne in Kunst und Natur u. s. w. u. s. w. ist für uns, die gebildeten „Wir"; was Euch betrifft, mögt ihr den kleinen Katechismus lernen und recht fleißig zum Pfarrer in die Kinderlehre gehen. Das Christenthum, das viel geschmähte Christenthum, die wahre und reine Lehre dessen, von dem geschrieben steht „Und es jammerte ihn des Volkes": weiß von solcher Kluft nichts, es hat kein besonderes Ideal für die gebildeten „Wir" und ein anderes für das ungebildete Volk. Aber der Materialismus

allerdings treibt ganz folgerecht zu der Herzlosigkeit, die Massen vom Genuß der höchsten Güter auszuschließen.

Darin eben liegt es, daß der Materialismus nie die Religion der Massen sein und bleiben kann. Nachdem er ihnen ihre bisherige Religion genommen und zerstört hat, können die Massen bei dieser bloßen Negation, bei der Abstraction der ewigen Materie nicht stehen bleiben, sie brauchen einen Inhalt, ein positives Gut, das sie erstreben, ein Ideal, das sie zur Richtschnur ihrer Gedanken und Handlungen zu machen vermögen; etwas, an das sie ihre Herzen mit Glut und Leidenschaft hängen können. Nun, es wird ihnen gebracht, nicht vom Himmel natürlich, sondern aus tieferen Regionen, nicht aus der Wissenschaft und Kunst, das ist ja nur für die „Wir," nicht aus dem Staat „der verfluchten Galeere," wie Freiligrath singt, sondern aus dem Reiche der niedersten Lüste und Begierden. Lockend und lachend wird es vor ihnen ausgebreitet.

Nachdem die Literatur des Radicalismus seit Jahrzehnten sich mit Erfolg bemüht hat, das Herz des gemeinen Mannes loszuschrauben von Allem, was ihm hoch und heilig sein konnte, ihm das religiöse Gefühl, die patriotische Freudigkeit an König und Vaterland zu rauben, kann man sich da wundern, daß dieses gleichsam ins Freie gefallene und auf der Landstraße liegende Herz aufgenommen wurde von irgend Jemandem, der des Weges kam?

Und was haben wir schließlich gethan, das zerschnittene Band gemeinsamer hoher Culturinteressen durch die Gefühle der Achtung und Autorität vor der höheren Bildung und Sittlichkeit zu ersetzen? Ist unser Verhalten wirklich der Art, dem gemeinen Mann großen Respect vor unserer geistigen

und moralischen Ueberlegenheit einzuflößen? Das ist noch die traurigste Seite der Sache.

Der Materialismus der Gebildeten hat sich immer mit dem Glauben getröstet, daß sein Radicalismus zwar die Religion mit Stumpf und Stiel ausrotte, für die Sittlichkeit aber nicht nothwendig verderblich sei. Er wendete sich mit Entrüstung gegen die ihm angesonnene Consequenz des praktischen Materialismus: „Laß uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt." Aber müssen wir fragen — und es ist eine schwerwiegende Frage — ist der Materialismus der Gebildeten wirklich blos ein theoretischer geblieben? Hat sich nirgend auch bei uns eine Hinneigung zum praktischen Materialismus gezeigt? Hat der Materialismus seine Wirkung auch auf uns darin bethätigt, unsere höchsten moralischen Gefühle zu erkälten und herabzustimmen, unsere sittlichen Ideale zu verflachen, unsere höchsten Strebeziele niedriger zu stecken? Sind wir in den letzten Decennien in unseren Sitten vorwärts gekommen oder zurückgeschritten? Wir wollen und können diese Frage hier nicht beantworten, weil es schwer, wo nicht unmöglich ist, über den sittlichen Zustand eines Volkes und noch mehr einzelner Volksklassen abzuurtheilen. Es giebt allerdings manchen häßlichen Flecken auf dem einst so blanken Ehrenschilde deutscher Sitte. Manches haben wir schon in dieser Hinsicht hervorheben müssen, Einiges haben wir noch in petto. Manches Andere ist bereits von anderer Seite wiederholt und treffend hervorgehoben, wie z. B. die Gründerpest und Jobberseuche, welche es sehr verkehrt wäre, blos den paar Gründern und Börsenleuten in die Schuhe zu schieben, sondern die durch die thörichte Gewinnsucht der großen Masse der Capitalisten mit verschuldet wurde, oder wie die, wenn ich nicht irre, im vorigen Jahre von einem

„satirischen Schuft“ im Feuilleton der „Magdeburgischen Zeitung“ in höchst ergötzlichen Farben geschilderte Unsitte der gesellschaftlichen Abfütterungen. Alles das mögen wir hier nicht weiter erörtern. Diese ganze Frage nach der Sittlichkeit unserer gebildeten Klassen wollen wir jedem Einzelnen derselben zu ernster Selbstprüfung ins Gewissen schieben.

Denn man möge bedenken, daß der gemeine Mann zwischen Theorie und Praxis nicht so subtil zu unterscheiden weiß, daß seine schwieligen Hände und sein im Denken wenig geübter Verstand dazu zu grob sind, daß für ihn allerdings aus dem radicalen Materialismus, Atheismus und Sensualismus keine sittliche Folgerung näher liegen muß als der unumschränkte Hedonismus, als das Ideal schrankenloser Genußsucht, wie es ihm von den socialistischen Agitatoren in so gewissenloser Weise vorgespiegelt wird.

Und endlich bedenke man noch das: Wenn der Titel und das Recht unserer günstigeren Lebenslage in nichts Anderem als in dem Zufall der Geburt erfunden werden sollte, wenn wir nur dem Erbrecht in Verbindung mit Polizei und Militär unseren Comfort und Luxus zu verdanken scheinen, wenn wir unser Anrecht darauf gar nicht durch höhere Gesittung, Bildung, Thatkraft zu legitimiren vermöchten, sondern nur in roher, äußerlicher Weise durch materielles, physisches Gutleben unsere Glückslage auszubeuten verstünden; dann dürften wir uns nicht wundern, wenn diese durch keine Ansprüche auf höhere Achtung aufgewogenen äußeren Glücksgüter unsere ärmeren Mitbürger mit Neid und Ingrimm erfüllen, wenn der gemeine Mann auf den Gedanken verfällt, er würde sich in der Glaskutsche mit Zubehör grade so gut ausnehmen als der gegenwärtige Besitzer.

Es wäre Thorheit, wenn man verkennen wollte, daß trotz Allem und Allem, was sich in den angedeuteten und in anderen Beziehungen als unerfreuliche Erscheinungen den Blicken des denkenden Betrachters unserer Zeit aufdrängt, doch noch ein großer Capitalstock sittlicher Tüchtigkeit in unserem Volke und namentlich auch in unserem Bürgerstande vorhanden ist. Wäre das nicht, was lohnte es und was könnte es noch fruchten, derartige moralische Episteln loszulassen.

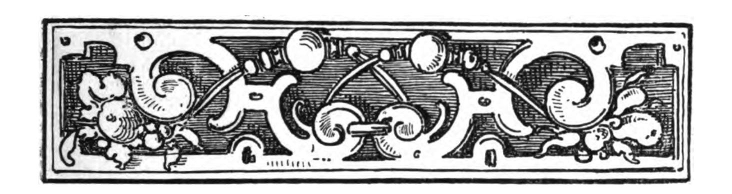
Aber dieses sittliche Capital gilt es zu erhalten und selbst zu vermehren, da Stillstand in dieser Hinsicht mehr als in jeder anderen Rückschritt ist, es nicht modern und anfressen zu lassen von Rost und Motten. Wir leben in einer sehr ernsten Zeit, die weniger als vielleicht irgend eine andere dazu angethan ist, uns auf unseren Lorbeeren ausruhen zu lassen. Cultur, Besitz und Freiheit, Alles, was uns theuer und heilig ist, wird in Frage gestellt von zwei mächtigen, dem Anschein nach noch im Wachsthum begriffenen Parteien. Wenn einst die große Machtfrage gestellt wird, ob die Zukunft unserer Intelligenz und höheren Gesittung oder der blinden Leidenschaft bethörter Massen gehören soll, dann wird die Entscheidung nicht erzielt durch etwas mehr Wissen, mehr Geld, nicht einmal, wenigstens auf die Dauer nicht, durch intensivere Waffengewalt, sondern schließlich allein durch die sittliche Macht. Der Sieg muß schließlich demjenigen Theile bleiben, der mehr Thatkraft, Zucht, Disciplin, Begeisterung, Idealität ins Gefecht zu führen wissen wird.

Das, und das allein, nicht Lust am Tadel, von der wir im Bewußtsein eigener Schwäche so weit als irgend Einer entfernt sind — ist es, was uns die Mahnung an unsere Mitbürger auspreßt, vom unfruchtbaren

Radicalismus sich aufs Neue zum sittlichen und religiösen Idealismus zu wenden und so unsere Cultur zu schützen und zu vertheidigen durch die Mittel, mit denen sie allein vertheidigt werden kann, d. h. mit denjenigen, durch welche sie dereinst erworben wurde. Niemals war das Dichterwort zeitgemäßer als jetzt:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.





5. Handel und Industrie.

„Also auch das noch?“ fragt der fleißige Kaufmann oder Fabrikant, indem er von dem immer noch ungünstigen Bücherabschluß einen verdrossenen Blick in unser Feuilleton wirft. „Ist es nicht genug, daß wir den Schaden der so lange währenden Geschäftslosigkeit mit den daraus sich ergebenden Verlusten, Sorgen, Widerwärtigkeiten aller Art ertragen müssen? Sollen wir uns nun zum Ueberdruß noch sagen lassen, daß wir unser Unglück selbst verschuldet haben? Genug, wir wollen nicht.“ — Gut! Das ist Geschmackssache. Mir für meine Person ist es tröstlicher, zu wissen, daß das Uebel, an dem ich leide, ein selbstverschuldetes ist. Denn da bleibt mir die Hoffnung, es besser zu machen, während einem unabwendbaren Fatum gegenüber sich nichts weiter thun läßt, als mit gekreuzten Armen auf Besserung zu warten, für den thatkräftigen Mann gewiß eine qualvolle Situation. — Aengstliche Seelen mögen auch fürchten, durch tadelnde Beurtheilung das soeben

sich etwas hebende Vertrauen wieder aufs Neue gefährdet zu sehen. Indeß das ist offenbar eine übertriebene Aengstlichkeit. Wenn unser geschäftlicher Credit ein gar so zartes Pflänzchen wäre, daß er nicht einmal den Hauch eines freimüthigen Wortes zu ertragen vermöchte, dann wäre ihm überhaupt nicht zu helfen. Eine einzige gewissenlose Pleite richtet unverhältnißmäßig größere Verheerungen an, als Dutzende Reulaux'scher Briefe. Es giebt nur einen Weg zur Besserung unserer geschäftlichen Zustände, und das ist die entschlossene Abstreifung alles Ungesunden und Krankhaften. Noch niemals aber hat das Todtschweigen eines Schadens zu dessen Heilung auch nur das Mindeste beigetragen.

„Aber was versteht der Moralist, der philosophische Theoretiker von Handel und Production? Sollen uns einmal die Leviten gelesen werden, so mag es ein Sachverständiger thun, obwohl uns die Eingabe der Kaufleute in Montevideo auch nicht grade erbaut hat.“ Nun, wir sind in Sachen der Oekonomie und Statistik nicht völlig Laie, wie denn überhaupt, wer sich bemüht, den philosophischen Gehalt seiner Zeit zu erfassen, dem Grundsatze nihil humani a me alienum puto huldigen muß. Doch für heute bedarf es weder nationalökonomischer Deductionen, noch statistischer Zahlengruppen. Handel und Wandel sind wie jedes andere Ding auch eine Sache des gesunden Menschenverstandes und der Moral. Und diese so einfachen und bescheidenen Gesichtspunkte, so weit sie in neuerer Zeit in Vergessenheit gerathen scheinen, wieder ein wenig in Erinnerung zu bringen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Handel und Gewerbe müssen nicht blos nach technischen, speciellen, sondern auch nach allgemeinen, großen, sittlichen Gesichtspunkten betrieben werden; und zwar gilt das eben so vom Großhandel und der Großindustrie, als vom Detail-

geschäft und Handwerk. Daß dieses unscheinbare, aber sehr nothwendige Erforderniß in neuerer Zeit etwas zu wenig beachtet worden ist, darin scheint mir eine der vornehmsten Ursachen unserer jetzigen Geschäftskrisis zu liegen. Man wird uns erwidern, das sei unpraktischer Idealismus, wie man überhaupt die üble Angewohnheit hat, Alles, was man als unmöglich, unpraktisch und dgl. bezeichnen will, Idealismus zu nennen, während im Gegentheil leicht gezeigt werden kann, daß auf allen Gebieten das Gemeine, Niedrige, Bornirte höchst unpraktisch, ein gesunder, hoher und reiner Idealismus aber erst recht praktisch ist. Doch das nebenbei. Das Geschäft soll und muß verdienen. Gewiß, aber das widerlegt uns nicht im mindesten. Schreibt das Wort mit so großen Buchstaben als Ihr wollt, macht es zu Eurem A und O, das ist Euer Recht und Eure Pflicht. Aber „Verdienen“ kommt her von „dienen.“ Das Geschäft muß es verdienen, zu verdienen, sonst ist es kein Verdienst, sondern unlauterer Hazardgewinn.

Handel und Industrie sollen dem Bedürfniß dienen. Beide erfüllen eine hohe Culturmission, der Handel, indem er Dinge, die an ihrem Ursprungsorte des Ueberflusses wegen werthlos sind, dahin führt, wo sie durch das Bedürfniß zu werthvollen Gütern erhoben werden, die Industrie, indem sie die an sich unbrauchbaren Rohstoffe durch Bearbeitung in die begehrten Gebrauchs- und Genußmittel umwandelt. Und an solchem Dienst zu verdienen ist der Zweck des anständigen Geschäftsmannes. Wer von diesem Zweck sich lossagt und verdienen will, gleichviel womit, ist meines Erachtens blos äußerlich ein Kaufmann, innerlich ein Spieler.

Es thut der Richtigkeit dieser Sätze nicht den mindesten Eintrag, wenn der praktische Geschäftsmann sich dieses Zusammenhanges nicht bewußt ist, wenn er wirklich an den

gemeinen Nutzen gar nicht denkt, sondern des Glaubens ist, er gehe lediglich seinem Verdienste nach. Der tüchtige, besonnene, solide Geschäftsmann strebt nicht nach einmaligem enormem, sondern nach dauerndem, nachhaltigem Gewinn. Darin liegt es eben, daß der reine Praktiker dem eben angedeuteten idealen Standpunkt völlig nahe kommen muß. Denn ein gesundes, nachhaltiges Geschäft kann sich einzig und allein entwickeln auf der Grundlage des Bedürfnisses. Allerdings kann und soll der Kaufmann auch die Möglichkeit, in seinem Publicum neue Bedürfnisse zu wecken oder bereits vorhandene zu steigern und auszubreiten, benutzen. Grade hier winken die größeren Gewinne, und eben hierin, in der Steigerungsfähigkeit und Elasticität des Bedürfnisses, liegt das eben so wichtige als berechtigte Moment der kaufmännischen Speculation. Aber die Speculation hat doch ihre natürliche Grenze in dem Maximalmaß dessen, was der menschlichen Natur möglich ist. Wenn es z. B. der Speculation plötzlich einfiele, Millionen Centner Pfeffer auf den Markt zu bringen, so wäre es doch offenbarer Wahnsinn. Denn die Speculation kann billigerweise nicht verlangen, daß die Leute ihr Brot oder ihre Knödel aus Pfeffermehl bereiten sollen.

Ist das nun wirklich noch ein zu idealer Standpunkt? Ich sollte meinen, es sei doch ein ganz realistischer und ein solcher zugleich, der dem Geschäftsmann allein die volle Lust und Freudigkeit zum Geschäft zu verleihen vermag. Daß er in einem hohen, wichtigen Amt und Dienst der menschlichen Gemeinschaft steht, daß er sich als ein wichtiges und nützliches Glied eines großen und schönen Cultur-Ganzen weiß, das ist es doch, was dem Handelsstande Adel und Würde verleiht. Ohne das wozu der endlose Plack, die unablässige Sorge? Welch ein jämmerlicher

Beruf wäre es, sich wie ein Lastthier Tag und Nacht abzuquälen, blos um Geld zusammenzuscharren! Wir würden fürchten, den gesunden Verstand unserer Leser zu beleidigen, wollten wir alles Ernstes die Frage ventiliren, ob es einem anständigen Geschäftsmanne ziemt, etwa auf die Verbreitung des entnervenden Opiumgenusses zu speculiren oder sich auf die Fabrikation von Götzenbildern oder Diebswerkzeugen zu verlegen. Es ist leicht zu zeigen, daß das nicht blos ein unsittlicher, nur einer gemeinen Krämerseele möglicher Handel, sondern auch vom rein kaufmännischen Standpunkt betrachtet, ein schlechtes, unsicheres, ungesundes Geschäft ist. Aber wir haben Gott sei Dank nicht nöthig, uns mit diesem Nachweis zu bemühen, weil unsers Wissens deutsche Kaufleute mit solchem Schmutz ihre Hände nicht zu besudeln pflegen. Es ist ein Extrem der Entartung commerziellen Sinnes, von dem der deutsche Handelsstand vorläufig sich noch fern hält. Aber Schritte und Entwicklungsstadien auf dem Wege, der dazu führt, sind allerdings bereits auch bei uns erkennbar.

Der erste verhängnißvolle Schritt, den wir auf dieser schiefen Ebene gethan haben, ist die Ueberproduction, an deren Folgen wir leiden. Daß wir auf vielen Gebieten Ueberproduction haben, wird wohl von allen Sachverständigen behauptet. Nach der Art und Weise, wie es in unserem Geschäftsleben zugegangen ist, wäre es ein halbes Wunder, wenn es ohne dieselbe abgegangen wäre. Es mag etwas Mißliches haben, die Grenze, wo die gesunde Production aufhört und die Ueberproduction anfängt, begrifflich zu fixiren und ziffermäßig nachzuweisen. Vielleicht ist es richtiger, statt „Ueberproduction“ zu sagen „eine von der Grundlage des Bedürfnisses emancipirte Production.“ Aber ob so oder anders ausgedrückt, die Thatsache kann

nicht im mindesten bezweifelt werden. Es war ein bis zum Ueberdruß wiederkehrender Speculationsfehler, der in den Prospecten der Gründer ebensowohl wie in den Köpfen der jungen Anfänger immer wieder die Hauptrolle spielte. „So und so viel können wir produciren, bez. an den Markt bringen, folglich müssen wir so und so viel verdienen.“ Ich kenne einen alten Praktiker, der solchen Gellert'schen Milchfrauenrechnungen immer sein unbarmherziges „Fabriciren ist noch gar nichts, Verkaufen ist die Hauptsache“ zurief!

Eine Hauptquelle dieser Maßlosigkeiten liegt unbedingt in dem allgemeinen Größenwahn, d. h. darin, daß so Viele, mit dem nach ihren Mitteln und Kräften ihnen zugefallenen Wirkungskreise unzufrieden, ohne jede Rücksicht auf die Verhältnisse oben hinaus streben. Dem jungen Kaufmanne ist es selten genug, in einem tüchtigen, soliden Hause eine langsamere, aber ehrenvolle und sichere Laufbahn zurückzulegen, er kann nicht früh genug sich etabliren, und er weiß für sein bischen Kenntniß, Verstand und Vermögen durchaus keine bessere Verwendung, als die Gründung einer funkelnagelneuen Firma. So geht es durch alle Kreise und Stände hinab. Der Lehrling von gestern, der heute Geselle geworden, möchte am liebsten morgen schon den Meister spielen. Der ländliche Tagelöhner, dem das Saatlaken und der Dreschflegel zu schwer werden, zieht in die Stadt und legt einen Victualienhandel an. Ueberhaupt Jeder, der nicht recht Lust hat, in fremdem Dienst seine Knochen recht zu rühren, legt sich auf den Handel oder die Schankwirthschaft. Wer in einer größeren und selbst Mittelstadt ein Haus baut, thut es nicht anders, als daß er das ganze Erdgeschoß zu Läden einrichtet, als ob es sich von selbst versteht, daß, wenn er für eine Fensterbreite 1000 Mark Miete verlangt,

dieselbe sich sofort als ergiebige Nahrungsstelle ausweisen müsse.

Es sind eben so lächerliche als betrübende Erscheinungen, die aus dieser allgemeinen Wuth des Etablirens und Verkaufenwollens hervorgehen. Als ich vor ca. 20 Jahren nach Magdeburg kam, gab es wenige Straßen, in denen Haus bei Haus Läden waren, jetzt giebt es wenige, in denen man parterre dann und wann noch etwas Anderes sieht. Es giebt Stadttheile, in denen kein Haus ohne Kneipe ist, viele aber deren zwei und mehr haben. Die Zahl der Victualienhandlungen wächst ins Aschgraue. Magdeburg ist keine sehr süße Stadt, aber jede Straße hat zwei oder drei Schaufenster, in denen Plunderbrezel und Martinshörner den Wanderer wehmüthig anlächeln; und wenn alle die vielen schönen Uhrenwaarenlager floriren sollten, müßte es Mode werden, in jeder Westentasche einen Remontoir und auf dem Rücken einen Regulator zu tragen.

Was kann und soll aus solcher allgemeinen Jagd nach dem Glücke anders folgen, als daß eine sehr große Anzahl von Händen, die auf andere Weise sich recht nützlich hätten machen können, feiert und eine große Menge von Capital in unmöglichen Unternehmungen angelegt zu Grunde geht? Es ist das keineswegs eine persönliche Marotte des Verfassers, sondern diese jedem Beobachter mit gesunden Augen sich von selbst aufdrängende Thatsache ist erst vor Kurzem vom königlichen statistischen Bureau in Berlin ziffermäßig constatirt worden. Die eben bezeichnete, sicherlich für competent zu erachtende Stelle hat, wie s. Z. bereits in der „Magdeburgischen Zeitung“ mitgetheilt wurde, an der Hand der amtlichen statistischen Erhebungen nachgewiesen, daß in der neueren Zeit die Zahl der weder an der Production noch an der unmittelbaren Herbeischaffung der Güter betheiligten

Zwischenpersonen der Händler, Distribuenten etc. sich unverhältnißmäßig vermehrt habe.

Aber das mögen die National-Oekonomen mit einander ausmachen. Es geht eine schöne Sage, daß alle solche Ausschreitungen im ewigen Wechselspiel von Angebot und Nachfrage ihre natürliche Ausgleichung finden müssen. Mag sein, nur macht das die Warnung, die Kosten dieses zwar natürlichen, aber etwas weitläufigen Ausgleichverfahrens unserer Volkswirthschaft zu ersparen, sicherlich nicht überflüssig. Aber es ist leider keine bloße Geldfrage, sondern ganz überwiegend eine Frage nationaler Ehre und Sittlichkeit. Denn diese übertriebene und rücksichtslose Concurrenz, die wir aller Welt und zumeist uns selbst machen, hat nicht verfehlen können, auf die Qualität unserer Industrie-Erzeugnisse den allerübelsten Einfluß zu üben. Die berüchtigte Losung „Billig und schlecht" drückt noch gar nicht einmal die ganze Tiefe unserer industriellen Misere aus. Natürlich bedarf es kaum einer besonderen Bevorwortung, daß es uns nicht einfällt, unsere ganze Industrie über diesen einen Kamm zu scheeren. Es giebt noch, Gott sei Dank, deutsche Fabrikanten, deutsche Kaufleute und deutsche Handwerker, die da wissen, was sie ihrem ehrenvollen Stande schuldig sind, und die ihre Ehre darin setzen, gute Arbeit und preiswerthe Waare zu liefern. Aber in weiten, vielleicht täglich sich erweiternden Kreisen hat die Ueberproduction, die Sucht, auf jede Bedingung hin Concurrenz zu machen, zu einer Scheinproduction geführt, die eben so widerlich als unsinnig ist und die nicht lange so fortgetrieben werden kann, ohne unseren Namen bei den anderen Völkern in schlechten Geruch zu bringen.

Schein-Arbeit und Schein-Waare. Es wäre ein langes, wenig erfreuliches Capitel, das sich über dieses Thema schreiben ließe. Hier darf man uns nicht mit dem Einwand kommen, daß wir als Laie urtheilen. Grade der Laie ist doch der Consument, für den die Waare bestimmt ist und der am besten wissen muß, ob er sie hat brauchen können oder ob er sein Geld daran weggeworfen hat. Jeder Privatmann kann aus seiner Rumpelkammer ein kleines Museum oder gewerbliche Ausstellung zusammenbringen von solchen Artikeln, als da wären z. B. scheinbare Kleiderhalter, die ganz so aussehen, wie wirkliche, nur mit dem Unterschiede, daß man keinen Rock daran hängen darf, ohne daß er mit dem herausfahrenden Stift zu Boden fällt, dem Gesetz der Schwere mehr gehorchend als der Reclame, oder scheinbare Lampen, die wirklich hübsch und auch wie Lampen aussehen, aber durchaus darauf bestehen, in rother, russiger Flamme oben aus dem Cylinder heraus zu brennen, gleich schrecklich für Augen und Nase, oder scheinbare Stiefelknechte, die durch den kreisrunden Ausschnitt den müden Absatz höhnisch hindurchsausen lassen wie ein paar mürrische Kammergerichtsräthe den armen Rechtscandidaten, dem ignorantia juris schadet, oder scheinbare Messer, die verführerisch blinken wie sheffielder Stahl, aber in Krieg und Frieden so unschuldig wie Löschpapier sind, oder scheinbare Kuchen, die von Weitem wirklichen Kuchen gleichen, den Hineinbeißenden aber mit einer schrecklichen Mischung von Stärke, Syrup und Kunstbutter verhöhnen, scheinbares Spielzeug, das man höchstens ansehen darf, und auch das nicht zu scharf, wenn es nicht entzweigehen soll, Dinge, die aussehen wie Stahlfedern, in Wahrheit aber kleine gefährliche Nervenfrictionsapparate sind, oder Flüssigkeiten, die ein thörichter Schriftsteller für Dinte

hält, während jeder Verständige sie bald für eine Brutanstalt und Arboretum der auserlesensten Schimmelpilze erkennt.

Genug und mehr als genug. Denn wenn wir noch auf das große, oft besprochene, niemals erschöpfte Gebiet der Nahrungs- und Genuß(?)-Mittel kämen, wo sollten wir anfangen, wann enden? Diese Würste, die, wenn sie braunroth aussehen und Blutwürste genannt werden, aus rothangestrichenen Fettwürfeln bestehen, oder wenn sie weißgrau schimmern und lucus a non lucendo Leberwürste zu heißen sich rühmen, ein leidliches Lungenhachee Demjenigen, der so etwas liebt, darbieten, oder die mit Anilin gefärbten Mettwürste! Und diese Biere und Weine!! Doch wozu sich traurig stimmen? Zünden wir uns zur Erheiterung lieber eine „echt importirte Habannah oder Upmann" an und denken daran, wie gute Sachen doch auch die Heimat liefert, z. B. dieses vortreffliche niegripper Deckblatt mit der würzigen niederndodelebener Einlage.

Noch sind wir nicht ganz so weit, daß wir Fabriken von hölzernen Muscatnüssen und künstlichen Kaffeebohnen*) anlegen. Aber wir haben eine ganze Anzahl von Schwerspath-Mühlen. Hoffen wir, daß dieses nützliche Halb-Metall keine andere Verwendung findet, als eine billige Bleiweißfarbe herzustellen, die bis auf den kleinen Umstand, daß sie nicht weiß färbt, gewiß vortrefflich ist, und verweisen das Gerede, wonach es einen häufigen Bestandtheil unseres Zuckers, Mehls, Papiers u. s. w. bildet, ins Gebiet der Verleumdungen.

Wir kennen sehr wohl die alte Ausrede, mit der man solchen Anklagen entgegenzutreten pflegt. „Das Publicum will es so. Es will für billiges Geld möglichst viel Waare,

*) Leider war, wie ich von Kaufleuten berichtigt werde, diese Bemerkung noch zu optimistisch. Die betreffenden Fabriken bestehen längst.

und gute Waare ist theuer." Um Vergebung, Ihr Herren! Aber das Publicum hat lieber gute Waaren als schlechte. Es kauft allerdings gern so billig als möglich, und es ist das in der That eine schlechte Eigenschaft des deutschen Publicums. Aber es erhebt nicht den Anspruch, den Preis zu bestimmen. Im Gegentheil, auf diese Schwäche des Publicums, immer das Billigste zu kaufen, wird von den Concurrenzmachern in verderblichster Weise speculirt; und dieselbe wird grade hierdurch genährt und gesteigert. Sicherlich ist das aber für den Fabrikanten und Händler, der schlechte Waare zu Markte bringt, keine Entschuldigung. Nicht das Publicum hat den Sachverständigen, sondern der Sachverständige das Publicum zu leiten. Und dann bleibe man uns mit der großen Billigkeit vom Halse! Es ist wahr, manche Sachen kann man heute lächerlich billig kaufen. Aber wie lange hält's? Und wie wird's geachtet? Es giebt Trinker, die immer nur ganz kleine Schlückchen nehmen, aber sehr oft. Das sollen die Schlimmsten sein. Wenn wir das Ding bei Licht besehen, kosten uns unsere billigen Sächelchen, die schlecht halten und noch schlechter geachtet werden, doch ein ganz erkleckliches Sümmchen. Unsere Vorfahren zahlten für ein Stück Zeug das Vier-, Fünf-, Zehnfache als wir, aber sie trugen es Zeitlebens, hielten's in Ehren und vererbten es. Wer hat sich nun billiger gekleidet, der Großvater in seinem feinen niederländer Tuch oder wir in unserem ruppigen Shoddy? Leider, leider können wir uns auf diese altväterische Einfachheit nicht zurückschrauben. Aber daß uns die Billigkeit unserer Waaren nicht zum Segen gereicht, ist klar. Zumal wenn Waare unter ihrem reellen Werth verkauft wird, das ist, als ob ein Rendant zu viel in der Kasse hat, in welchem Falle es bekanntlich die höchste Zeit ist, ihm die Kasse abzunehmen.

Uebrigens ist nicht einmal alles Schlechte billig. In vielen Zweigen, z. B. Bier und Cigarren, muß es statt „billig und schlecht," „schlecht, aber theuer" heißen. Wenn durch ganz Baiern ein durchweg gesundes, meist sehr gutes Bier für 24 bis 26 Pfennig das richtige Liter verkauft wird, so ist nicht abzusehen, weshalb unsere dünnen, gehaltlosen, nur alkoholreichen Biere das Doppelte, die braungefärbten sogenannten echten Biere aber, die auch nicht viel besser sind, das Drei- oder Vierfache kosten müssen, wobei wir von der eben so lächerlichen als durch ihre augenfällige Unreellität widerwärtigen Unsitte der scheinbar großen Seidel mit den fabelhaft dicken Glaswänden noch ganz absehen. Diese trichterförmig nach innen zulaufenden Seidel, die wie ein Stundenglas den eiligen Gast an die Flüchtigkeit der Zeit mahnen, erregen den Ingrimm jedes guten und gerechten Biertrinkers. Er ärgert sich nicht nur darüber, daß er für sein gutes Geld so wenig Bier bekommt, sondern auch, daß man ihn für so dumm hält, den Glashaufen für ein Seidel anzusehen.

Nur noch ein Fall, ehe ich diese Materie verlasse. In meinem Besitz befindet sich — oder befand sich wenigstens bis vor Kurzem — eine Stange Siegellack, Siegellack von der erdenkbar schlechtesten Beschaffenheit, von schmutzig gelbrother Farbe, schmierig und klebrig beim Anfassen, von ordinärem Geruch. Darauf aber in prunkender Schrift das Wort „sur fin." Man weiß nicht, ob man über die Dummheit lachen oder über die Schamlosigkeit sich ärgern soll. Lügen ist überhaupt gemein, Lügen haben kurze Beine und tragen ihr Gericht in sich selbst. Aber wenn einmal gelogen werden soll und muß, dann sollte man doch nicht so dumm und so albern lügen, daß auch dem Einfältigsten beim ersten Anblick die Lüge ins Gesicht springt.

Das sind einzelne Fälle, wird man uns entgegnen. Natürlich sind sie das und sie mögen sich kleinlich genug ausnehmen, wenn sie dergestalt aus dem engen Kreise des Privatgesprächs an die Oeffentlichkeit gezogen und an die große Glocke gehängt werden. Wir sind wahrhaftig weit davon entfernt, gleich bei jedem schlechten Einkauf an des Himmels Einsturz oder an die Verschlechterung der Bilanz zu denken. Es sind, einzeln betrachtet, Kleinigkeiten. Aber aus solchen Kleinigkeiten setzt sich schließlich das ganze Handels- und Verkehrsleben zusammen.

Es ist wirklich Manches faul im Staate Dänemark. Wenn ein Reuleaux die Leistungen unserer Industrie auf der Weltausstellung tadelt, so ist damit, abgesehen von den mancherlei uns zu Statten kommenden Entschuldigungsgründen, doch nur ein kleiner Theil des wirklichen Uebels berührt. Denn immerhin wird das dort Ausgestellte doch noch leidliche Arbeit, wenn auch in geistloser, schablonenhafter Form gewesen sein. Solchen suprafeinen Lack stellt man doch nicht aus, eben so wenig wie die wackelnden Tische, die gichtbrüchigen Stühle und klaffenden Schränke, die wir uns so oft angedeihen lassen. Und man hüte sich doch ja, solche Klagen wie die der Kaufleute in Montevideo für übertrieben oder für etwas vereinzelt Stehendes zu halten. Unsere Consuln sollen davon ein Liedchen zu singen wissen; und was man alle Tage in den Läden findet, ist ganz geeignet, zu jener Jeremiade den lebendigsten Commentar zu liefern.

Wie gesagt, wir kennen genug sehr ehrenwerthe Geschäftsleute von scrupulöser Rechtlichkeit, in allen Geschäftszweigen und auf allen Rangstufen. Noch immer dürfte die Unsolidität nicht die Regel bilden, sondern die Ausnahme, aber doch eine so zahlreiche Ausnahme, daß das Ganze davon sehr

bedenklich beeinflußt wird, daß auch der anständige Theil der Geschäftswelt durch die Schwierigkeit, einer so maßlosen und wenig gewissenhaften Concurrenz gegenüber Stand zu halten, sich in seinen Leistungen mehr und mehr herabstimmen läßt.

Und auch das möge man bedenken, was nach unten hin für ein Beispiel gegeben wird, wie demoralisirend es wirken muß, wenn ein relativ nicht unbedeutender Theil des Bürgerstandes das mundus vult decipi (die Welt will betrogen sein) gradezu auf seine Fahnen schreibt.

Und nun das Heilmittel? fragt man. Bekanntlich ist Tadeln leichter als Bessermachen. Es versteht sich von selbst, daß ein moralisches Uebel durch polizeiliche Maßregeln allein nicht geheilt werden kann, obwohl wir uns von dem in Aussicht gestellten Gesetz gegen die Verfälschung der Nahrungsmittel schon viel versprechen, wie denn beispielsweise die polizeiliche Controle der Milch schon von ganz offenbarem Erfolg gewesen ist. Aber die Polizei kann es allein nicht thun. Mehr würde es helfen, wenn Jedermann seinen Speculationseifer durch die Erwägung mäßigte, daß die Aufnahmefähigkeit des Marktes für jeden Artikel eine begrenzte ist, und wenn jeder Geschäftsmann sich in jedem Augenblick bewußt bleibt, daß er ein Diener des gemeinen Nutzens und des öffentlichen Bedürfnisses ist, daß er ein gesundes, auf die Dauer gewinnreiches Geschäft nur machen kann, in so weit er diesem Bedürfnisse in *wahrhaft nützlicher Weise* dient und entgegenkommt.

Wir geben zu, daß die Lage des Geschäftes eine überaus schwierige ist. Vielleicht niemals mag es schwerer als heute gewesen sein, auf ehrliche Weise Geld zu verdienen. Aber das übertriebene Anbieten, Anpreisen, Marktschreien trägt doch keinen Pfifferling dazu bei, diese Lage zu verbessern.

Es muß nicht Jeder, wenn er einen Andern ein Geschäft machen sieht, gleich denken: „Das kann ich eben so gut.“ Er mag in seinem Stande bleiben oder sich selbst „etwas Nützliches ersinnen,“ wie der Weise Bias oder ein Anderer der Sieben mahnt. Wenn immer auf das, wovon Einer leben kann, zehn sich stürzen, muß es gehen wie im brennenden Theater, wenn alle zugleich hinaus wollen.

Das Uebel ist und bleibt ein moralisches und kann seine Hebung der Hauptsache nach nur auf dem moralischen Gebiete finden. Solche Grundsätze wie „Ehrlich währt am längsten“ und daß Ehrlichkeit allein Ehre bringt, erscheinen uns heut' zu Tage so abgedroschen, gemeinplätzig, daß sie in vielen unserer Zeitgenossen kaum noch ein wärmeres Gefühl und noch weniger ihnen entsprechendes thatkräftiges Handeln zu erwecken vermögen. Was uns in dieser wie in anderer Hinsicht fehlt, ist lebendiges, warmes, schneidiges Gefühl für Ehre, Sittlichkeit, Rechtschaffenheit, überhaupt für alles Hohe, Gute, Edle.

Wir wünschen jedem Geschäftsmann ein Stück von dem Standesgefühl, welches die Anekdote jenem Banquier andichtet, der die Rücknahme einer angeblich zu viel gezahlten Summe mit dem stolzen Wort zurückweist: „Unmöglich, das kann bei uns nicht vorkommen!“ Die Geschichte ist natürlich sehr übertrieben und kaum gut erfunden. Aber der Gedanke, daß das Renommee des Hauses mehr werth ist als vieles Geld, ist echt, und er ist das Fundament, auf welchem ein gesundes Geschäft allein sich entwickeln kann. Die Ehre des Hauses, die Ehre des Standes müßte jedem Geschäftsmann ein eben so wichtiger Gesichtspunkt sein, als derjenige des Geldverdienens. Und über dieser Standesehre müßte jeder Einzelne und Alle zusammen

eifersüchtig wachen. Darum möchten wir unseren Geschäftsleuten zum Schluß noch etwas mehr corporativen Zusammenschluß, etwas mehr Corpsgeist und Standesbewußtsein wünschen. Die alten Innungen und Zünfte sind todt und lassen sich durch keinen Galvanismus mehr zum Leben erwecken. Aber neue, auf modernen Grundlagen errichtete corporative Verbände könnten unseres Erachtens sehr wohlthätig wirken. Sie könnten, wenn die besseren Elemente in ihnen die Oberhand behielten, durch Ueberwachung der Einzelnen dem Publicum eine werthvolle Garantie für die Reellität des Geschäftsbetriebes bieten, sie könnten durch einheitliches Zusammenhalten der übermäßigen Concurrenzmacherei steuern und könnten endlich eben dadurch auch in jedem Einzelnen ein lebendigeres Gefühl seiner Würde und seiner Pflichten gegen seinen Stand und gegen das Publicum erwecken. Manches, Vieles, vielleicht das Schlimmste würde dann besser sein.





6. Unsere Bildung.

Strauß wirft in seinem berühmten Buche vom alten und neuen Glauben die Frage auf: Sind wir noch Christen? Ueber die Art, wie diese Frage von ihm gestellt und beantwortet wird, kann man mit ihm rechten. Aber als nützlich muß man es anerkennen, wenn solche Frage zu gewissenhafter Selbstprüfung aufgeworfen wird. Möchten doch recht Viele sich diese Frage vorlegen, nicht, um sie gleich Jenem frohlockend zu verneinen, sondern in dem redlichen Bemühen, sich des Ehrennamens eines Christen immer mehr und mehr würdig zu machen.

Und in solchem Sinne möchte ich hier eine ähnliche Frage aufwerfen: Sind wir noch gebildet? können unsere sogenannten gebildeten Stände auf dieses Prädicat in Wahrheit Anspruch machen? Das ist freilich eine verfängliche Frage; wenigstens im gewöhnlichen Leben pflegt die Sache in der Regel ungemüthlich zu werden, wenn das Gespräch diese Wendung nimmt. So ist es aber auch

nicht gemeint. Wenn man unter einem gebildeten Menschen das versteht, daß man mit dem Dativ und Accusativ umzugehen, einen halbwegs tadelfreien Bückling zu machen und über Theater, Musik und Belletristik einen Cotillon hindurch zu conversiren weiß, ja dann haben wir allerdings Gebildete und hatten vielleicht zu keiner früheren Zeit so viele als jetzt. Oder wollen wir schon alle Diejenigen ohne Weiteres „gebildet“ nennen, die durch gewisse Schulen gegangen sind, oder gewisse Berechtigungen erlangt haben?

Was heißt überhaupt Bildung? Die Frage ist nicht ganz so leicht zu beantworten, als sie aussieht. Daß das bloße Wissen allein noch nicht den Gebildeten macht, ist bekannt; es kann Einer selbst ein Gelehrter sein und dennoch sich auf sehr niedriger Bildungsstufe befinden. Thatsächlich sieht es selbst in denjenigen Kreisen und Ständen, welche ein akademisches Studium erfordern, mit der allgemeinen Bildung im großen Ganzen nicht viel besser aus als anderwärts. Man könnte nun vielleicht denken, daß wir absichtlich den Begriff der Bildung recht hoch hinaufschrauben wollten, um hinterher desto bequemer recht Viele als ungebildet verurtheilen zu können. Das sei ferne. Aber mit der Meinung, daß es mit der Sache der Bildung selbst in unseren höheren Gesellschaftsklassen nicht zum Besten aussieht, stehe ich keineswegs allein, sondern bin im Stande, sofort, ohne mich in der Literatur lange nach gravirenden Zeugnissen umzusehen, zwei gewichtige Autoritäten anzuführen. Lotze, den man nicht mit Unrecht den Vater der neueren wissenschaftlichen Psychologie nennen kann, klagt (Medicinische Psychologie S. 30) über „die fortschreitende Abnahme allgemeiner Bildung“ bereits im Jahre 1852. Und Lazarus, der Bahn brechende Mitbegründer der neuen Wissenschaft der Völker-Psychologie, bemerkt in

der neuen Auflage seines „Leben der Seele," Berlin 1876, S. 5, Anmerkung: „Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Werkes, also in den letzten zwanzig Jahren, haben sich die Zustände des öffentlichen Geistes bei uns sehr wesentlich geändert. Nicht so, als ob der specifische Begriff der Bildung, also das Wort, aus dem Wörterbuch der Gegenwart schon zu streichen wäre; aber doch so, wie es mir scheinen will, daß der Begriff heute unter uns nicht entstehen, die besondere „Bedeutung des Wortes nicht ausgebildet werden würde." Wenn also ein Mann, der sich auf die Beurtheilung des Volksgeistes so gut versteht, wie der Mitbegründer und einer der Hauptvertreter der Völkerpsychologie voraussetzlich wohl muß, die eingetretene Veränderung der Art findet, daß das Wort in seiner specifischen, von den Vorfahren überlieferten Bedeutung in unserer Generation nicht hätte entstehen können und daß es nur noch nicht ganz so weit gekommen sei, es ganz und gar aus unserem Wörterbuche herausstreichen zu müssen, so ist ein solches Mahnwort doch wohl geeignet, uns stutzig zu machen und uns die besorgte Frage nahe zu legen: Ist das Wort und die Sache der Bildung dem Geiste unserer Zeit und unseres Volkes zumal wirklich schon so weit entfremdet, als es der seelen- und völkerkundige Gelehrte hier andeutet?

Also noch einmal, was ist Bildung? Wir wollen die Sache möglichst concret behandeln. Wenn Einer heut zu Tage von Spectralanalyse, mechanischer Wärmetheorie, Darwinismus, Zukunftsmusik, den afrikanischen Aequatorialseen u. dgl. kein Sterbenswörtchen weiß, dann sind wir gewiß berechtigt, ihm das Prädicat eines gebildeten Menschen abzusprechen, eben so wenn Einer an Hexerei und Besessensein,

an Teufelsbeschwörung, Amulette, marpinger Wunder- und Krankheitsheilungen, Curpfuschereien u. dgl. glaubt, oder endlich, wenn Jemand aller guten Lebensart so völlig bar sich zeigte, daß er in seiner sittlichen und gesellschaftlichen Haltung offenbaren Anstandsregeln und den Gesetzen feinerer Sitte offen zuwiderhandelte. Die Bildung also erstreckt sich nach drei verschiedenen Richtungen oder umfaßt die drei Gebiete der Intelligenz oder des Denkens, des Fühlens und des Wollens oder Handelns. Man unterscheidet daher auch drei Arten von Bildung: die Verstandes- oder intellectuelle Bildung, die Herzensbildung und die sittliche Bildung. Alle drei sind aber nur die verschiedenen Seiten einer und derselben Sache und von einem gebildeten Menschen wird mit Recht verlangt, daß er sich in keinem der genannten Stücke auf faulem Pferde betreffen lasse.

Es fragt sich nur, wie h o c h man in jeder der genannten Beziehungen die an den Gebildeten zu machenden Ansprüche normiren muß. Hier ist offenbar der subjectiven Willkür ein breiter Tummelplatz eröffnet. Der Eine hält es etwa eines Gebildeten für unwürdig, seine Zeit mit Kartenspielen hinzubringen, ein Anderer wird Bedenken tragen, dies Ehrenprädicat Jemandem einzuräumen, der nicht den Homer in der Ursprache zu lesen vermag; ein Dritter nur Den für gebildet halten, der im besten pariser Patois zu parliren weiß, während recht Viele sich allerdings mit dem Tanzstundenlack, dem Salonschliff und der Conversations-Routine begnügen werden. Zu einer festeren Norm hierüber kann man nur gelangen, wenn man sich auf d a s w a h r e W e s e n u n d d e n e i g e n t l i c h e n Z w e c k d e r B i l d u n g besinnt.

B i l d u n g heißt so viel als Pflege, Erziehung des Geistes und Gemüthes. Das lateinische eruditio stellt die Sache wenigstens nach ihrer negativen Seite völlig klar;

erudire von rudis (roh) bedeutet das Abschleifen der Rohheit, die auch bei uns den Gegensatz zur Bildung ausmacht. Unsere Worte „bilden“ und „Bildung“ dagegen drücken im Anklang an den Bildner in Thon oder Erz das Positive aus, daß einem bildsamen Stoffe eine bestimmte Form gegeben wird; der rohe Stoff ist der empfängliche Geist, das weiche Gemüthe, der lenksame Wille des Kindes, die ihm aufzuprägende Form aber ist die Cultur seiner Zeit. Zweck der Bildung ist, den Einzelnen zum vollberechtigten Genossen der Cultur seiner Zeit zu machen, ihm das volle Bürgerrecht in der Culturgemeinschaft zu erwerben. Das Wesen der Bildung also werden wir darin zu suchen haben, daß sie uns befähigt, an der Culturarbeit der Gegenwart wenigstens empfangend und genießend mit einigem Verständniß Theil zu nehmen. Wer aber seine Zeit dahin lebt, ohne den Werth ihrer Culturarbeit zu verstehen, ohne an dem geistigen Schatze derselben irgend einen Theil zu haben, gewiß, den können wir nicht als vollberechtigten Genossen unserer Cultur anerkennen, dem müssen wir das Ehrenprädicat der Bildung versagen.

Darin liegt nun auch zugleich ein Fingerzeig hinsichtlich des Maßes der Anforderungen, die man an den Gebildeten zu machen hat. Die Arbeit unserer Zeit ist auf allen den weiten Gebieten des Wissens und Könnens eine so ungeheuere und auf jedem der zahlreichen Theilgebiete sind neben den heutigen Leistungen so erhebliche Massen ererbter Culturschätze aufzunehmen und zu conserviren, daß es die Kräfte auch des vielseitigsten, begabtesten und strebsamsten Menschen weitaus überschreitet, Allem volles Verständniß entgegen zu bringen. Die Kenntniß des Gebildeten von den einzelnen Gebieten muß daher nothwendig eine recht oberflächliche und lückenhafte sein. Indessen darauf kommt

es auch gar nicht an. Das Wesen der Bildung beruht nicht in einem gewissen Maß positiver Kenntnisse, sondern in dem Interesse und dem Verständniß, welches man den Ereignissen, den Bestrebungen, den geistigen Thaten seiner Zeit entgegenbringt, und wenn wir noch einen etwas höheren Grad ins Auge fassen wollen, in der Selbstständigkeit des Urtheils, das man ihnen gegenüber zu bethätigen vermag. — Nicht, daß man Dies und Jenes und selbst recht viel weiß — im Gegentheil, kaleidoskopartige Vielwisserei, die bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit einen Theil ihrer Wissensfragmente zum Besten giebt, dürfte zu den unleidlichsten Bildungsmängeln gehören. Freilich muß alle Bildung in erster Linie intellectuell, theoretisch sein. Ein gewisses Maß von Kenntnissen ist ja zum Verständniß Dessen, was man als Gebildeter verstehen soll, schlechterdings unentbehrlich. Aber auch hierbei ist nicht das thatsächliche Wissen die Hauptsache, sondern die Uebung und Gewandtheit des Geistes, die uns befähigt, jedem Gegenstande mit Interesse und Verständniß zu folgen und uns über denselben eine Ansicht zu bilden. Also selbst bei der theoretischen Bildung macht das Interesse oder Gefühl den Hauptbestandtheil aus. Und dieses ist vollends auf den beiden großen Nebengebieten der ästhetischen und Herzensbildung, so wie bei der sittlichen Bildung durchaus das Vorwiegende. Dem richtigen, gesunden, frischen, leicht empfänglichen Gefühl des wahrhaft Gebildeten stehen die beiden gleich schlimmen Extreme der Unbildung, d. i. der beschränkten, rohen Unempfänglichkeit, und der Ueberbildung, d. i. der übersättigten Blasirtheit gegenüber, zu welchem völlig gleichwerthigen par nobile man dann noch als ebenbürtigen Dritten die Verbildung der verschwommenen süßlichen Gefühlsschwebelei rechnen kann.

Ehe wir weiter gehen, sei es uns gestattet, noch einen Augenblick bei der Erörterung des Werthes und der Wichtigkeit der Verbreitung wahrer Bildung für das große Ganze zu verweilen. Soll ein Volk auf der Bahn der Cultur sicher und nachhaltig fortschreiten, so muß es wenigstens einigermaßen ein homogenes organisches Ganze sein, so müssen, wie in Hinsicht auf Rang, Stand, Besitz und Macht, so auch in Bezug auf Wissenschaft, Kunst, religiöse und sittliche Erhebung von den höchsten Rängen bis herab zu den niedrigsten allmählich verfließende Uebergänge mit zahlreichen, wechselseitigen, lebendigen Zusammenhängen stattfinden. Nichts ist verderblicher, nichts ein sichereres Zeichen des Verfalles, als wenn der Volkskörper in verschiedene, durch schroffe Klüfte von einander getrennte Klassen und Kasten sich zu sondern beginnt, wenn Besitzende und Besitzlose, Adel, Regierende und Regierte, Militär und Bürgerstand, Klerus und Laien einander fremd, theilnahmlos und feindlich gegenüberstehen. Und nicht minder verhängnißvoll wäre es, wenn eine alexandrinische Gelehrtenrepublik, ein sybaritisches Phäakenthum und eine pöbelhafte Helotenschaft in schroffer Isolirtheit nebeneinander und einander gegenüberständen; dann wäre es an der Zeit, die Klage finis Germaniae anzustimmen.

Hierin liegt nun auch die wichtige culturgeschichtliche oder ethnische Function der Bildung. Denn Bildung ist keineswegs bloß ein vornehmes Recht auf behagliches Genießen der Culturschätze, sondern sie ist zugleich auch eine dringende nationale und sociale Pflicht. Wie es der wohlhabende Mittelstand ist, der die Extreme der Plutokratie und des Proletariats in sich zu vermitteln und auszugleichen hat, wie es das

thatkräftige, communale und politische Interesse des Bürgerstandes ist, welches den Uebergang zwischen den regierenden Kreisen und den gedankenlosen Volkshaufen bildet; so ist es auch die Bildung desselben Bürger- und Mittelstandes, welche den breiten, soliden Unterbau, das tragende Fundament, den nährenden Mutterboden bilden muß für die geistige Aristokratie der Wissenschaft und Kunst; seine verständnißvolle Theilnahme, sein ermuthigender Beifall bildet die wahre Lebensluft und zugleich ein heilsames Correctiv für die Thätigkeit des Künstlers, des Schriftstellers und selbst noch des scheinbar nur für den engen Kreis seiner Sachgenossen arbeitenden Gelehrten. Und wiederum ist es dasselbe Bürgerthum, welches durch Lehre, Umgang und Beispiel seine Bildung in die unteren Schichten des Volkes hineinstrahlen lassen, die edlen Früchte der Kunst und Wissenschaft in den Massen verbreiten muß.

Ohne die gesundmachende und gesunderhaltende Atmosphäre, ohne den geistigen Ozon-Gehalt eines großen Volkes muß die Kunst verzopfen, die Wissenschaft in greisenhaftes Siechthum dürrer Büchergelehrsamkeit zusammentrocknen, müssen die unteren Volksklassen in schädlicher Isolirung der Culturgemeinschaft immer mehr entfremdet werden. Das ist das Wesen der Bildung, das ihre hohe, allein wahrhaften Adel verleihende Mission. Das Wissen ist nur ihre äußere Blüthe, die Geläufigkeit, die Routine, das savoir faire nur ihr vergleichsweise werthloses Kleid. Drinnen im Herzen, im geläuterten, verfeinerten und doch wahrhaft gesunden Gefühl, im lebendigen, stets regen Interesse für alles Wahre, Schöne, Gute, da liegt das wahre punctum saliens, die starke Feder, die das ganze Werk im Gange erhalten, die mächtige Wurzel, die den Baum stützen, nähren und immer von Neuem hervorsprießen lassen muß.

Und wenn wir uns nun zu der Gewissensfrage, wie es mit unserer Bildung aussieht, zurückwenden, so wird man sich nach dem Gesagten leicht vorstellen können, wie wenig sanguinisch und optimistisch wir in dieser Beziehung denken. Am bloßen Wissen fehlt es uns wohl noch am wenigsten. Zu keiner Zeit vielleicht ist eine so große Menge von Kenntnissen Gemeingut einer so großen Zahl von Menschen gewesen als heut' zu Tage (obwohl wir damit keineswegs sagen wollen, daß wir selbst in dieser ersten Hinsicht unsere Schuldigkeit völlig gethan haben und thun). Aber zu keiner Zeit ist das bloße Wissen, das fragmentarische zumal, wie es hier in Betracht kommt, so wenig genügend und ausreichend gewesen, einen Anspruch auf das Prädicat eines wahrhaft Gebildeten zu verleihen oder Bildungszwecke zu garantiren, als heutigen Tages. Grade je gewaltiger die Masse des Wissens im Ganzen anschwillt, je mehr nach allen Seiten zahllose Einzeldisciplinen in die Weite und Breite wachsen und in einer unabsehbaren Fülle concreter Thatsachen erst ihr eigenthümliches Leben, ihre innersten Gesetze entfalten, je schwerer daher dem Laien die wahrhaft genießende Theilnahme an dieser Culturarbeit gemacht wird und je nothwendiger aus diesem Grunde die Wissenssumme des Einzelnen dem Gesammtwissen unseres Zeitalters gegenüber auch im besten Falle etwas Fragmentarisches und Lückenhaftes bleiben muß: um so dringender und nothwendiger ist als starkes Gegengewicht und als kräftig zusammenhaltendes Band, als geistiger Mittel- und Brennpunkt ein starkes, lebendiges Gefühl, ein tiefgründiges, entschiedenes Interesse, ein geläutertes Urtheil, ein verfeinerter Geschmack erforderlich, soll nicht das Ganze mit allen seinen buntschimmernden Wissensfragmenten, mit allen seinen

eleganten und halbeleganten Künsten und Fertigkeiten einem schlechtgezimmerten und schlechtbeladenen Schiffe gleichen, das ohne festen Schwerpunkt, schaukelnd, schwankend und schlingernd, keinem Steuer gehorchend daher fährt, jedem Winde und Wogendrange haltungslos preisgegeben.

Wahrlich, es ist heut' zu Tage gar nicht so leicht, wahrhaft gebildet zu sein, d. h. an dem eminenten geistigen Aufschwunge unserer Zeit, an der ins Kolossale gesteigerten wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen, socialen, religiösen Leistung derselben seinen vollen Antheil zu nehmen und sein lebhaftes Interesse zu bethätigen, ihr überall oder doch größtentheils mit vollem, tiefem Verständniß zu folgen. Fast könnte man sich versucht fühlen, die Zeitgenossen Klopstock's, Lessing's, Schiller's, Winkelmann's um die relative Leichtigkeit zu beneiden, mit der es ihnen möglich gemacht war, sich auf die volle Höhe ihrer Zeit zu erheben. Aber noch niemals war die erhöhte Schwierigkeit einer Aufgabe auch nur im mindesten eine Entschuldigung für ihre Vernachlässigung; im Gegentheil muß das schwierigere Werk nur um so mehr alle unsere Kräfte zu um so eifrigerer Thätigkeit anspornen. Und wer möchte im Ernst mit der engen, beschränkten Weltanschauung einer Zeit tauschen, die noch den Sauerstoff nicht kannte, die mit 7 Planeten rechnete, die Wärme und Licht als unwägbare Fluida ansah, von dem inneren Bau und den Verwandtschaften der Sprachen keine Ahnung hatte und überhaupt auf allen Gebieten des Wissens und Könnens im Vergleich mit uns sich wahrhaft in den Kinderschuhen befand. Und dann vergesse man doch ja nicht, daß in demselben Verhältnisse oder vielmehr in einem ungleich größeren, als die Schwierigkeiten unserer Bildungsaufgabe gewachsen sind, auch die Mittel zu ihrer Bewältigung sich ungemein

vermehrt haben und in allerreichlichster, fast schon zu reichlicher Weise von allen Seiten dargeboten und zugänglich gemacht werden. Man kann heute reisen in so viel Tagen als man früher Wochen, und mit so viel Groschen als man früher Gulden brauchte, man kauft gute Bücher mit weniger Mark als man noch vor Kurzem Thaler brauchte, und Journale aller Art, populäre Vorträge sind um wenige Groschen zu haben; abgesehen davon, daß das Geld selbst heut' zu Tage einen ungleich geringeren Werth als ehemals besitzt.

Und dennoch, dennoch kann es dem gewissenhaften Beobachter keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß es mit der allgemeinen Bildung eher rückwärts als vorwärts geht, daß Dasjenige, was man heute Bildung nennt, dem wahren Wesen und der eigentlichen Aufgabe wahrer Bildung weniger als je entspricht. „Bildung," so sagte man in den Tagen unserer Kindheit, „Bildung macht frei" und „Wissen ist Macht" (Knowledge is power). Das waren schöne Zeiten. Wer möchte heute so etwas sagen, ohne daß ihm die Schamröthe ins Gesicht steigt? In der That ist die Bildung niemals ohnmächtiger gewesen als heut' zu Tage, und wenn sie jemals eine Macht gewesen, so hat sie dieselbe längst bis auf den letzten Rest verloren.

Fragt doch in Bois d'Haines, Lourdes und Marpingen nach, fragt doch den ganzen schönen Rhein thalauf thalab, fragt in Schlesien, Posen, Preußen, ob Bildung frei macht vom Joche des Jesuitismus, ob Wissen mehr Macht giebt oder pfiffige Ausbeutung der allgemeinen Dummheit? Warum aber in die Ferne schweifen? Ist unsere Socialdemokratie, die das ehrwürdige Grundgesetz Adam Riese's hohnlachend in die Rumpelkammer wirft, und der die Massen völlig

haltlos unterliegen, ist sie um einen Gran besser als der Ultramontanismus? Ja, ist der noch immer in so widerlicher Weise sich breit machende Arzneischwindel um einen Gran ehrwürdiger oder vernünftiger als beide? Daß Krebs, Schwindsucht, Kahlköpfigkeit und andere der Kunst der Aerzte widerstehende Leiden plötzlich durch einen Syrup, Malzextract u. s. w. geheilt werden sollen, das erfordert doch wahrlich keine geringere Glaubenseinfalt als das wunderthätige Wasser von Lourdes und Marpingen. Und doch erweist sich diese Ausbeutung der Leichtgläubigkeit und Gedankenlosigkeit der Massen noch immer als eine gewinnreiche Speculation.

Früher pflegte man zu sagen, wenn etwas recht Dummes geschah und Zulauf fand: „Und so etwas ist möglich in unseren aufgeklärten Zeiten?“ Aber das ist eine Redensart, die man sich längst abgewöhnen mußte. Jeder Verständige, der kein Schönfärber ist, weiß längst, daß wir, was die große Masse betrifft, weniger als je berechtigt sind, von aufgeklärten Zeiten zu reden.

„Aber,“ wird man mir sagen, „Du schweifst ab, Du wolltest von den Gebildeten sprechen und redest von den verblendeten, verführten Massen?“ Um Vergebung, ich bin vollkommen bei der Sache, stehe recht im Herzen derselben. Das ist ja eben das große Unglück und die große Schuld unserer Bildung, daß sie ihre Macht über das Volk so total verloren hat. Das ist schon nach unserem Begriffe keine rechte Bildung mehr, was sich durch einige Schlauköpfe so mir nichts Dir nichts depossediren läßt. So wenig das ein wahrer König wäre, den man jeden Tag absetzen könnte. Das ist ja, wie wir sehen, ein ganz wesentlicher Zug der Bildung und ihre wichtigste Function mit, daß sie nach unten hin missionirend wirkt,

durch Lehre und Beispiel sich ausbreitet und immer mehr und mehr Macht gewinnt. Es muß doch in unserer Bildung recht vieles faul sein, wenn ihr diese ihre Macht so ohne Weiteres aus der Hand genommen werden konnte, ganz abgesehen davon, daß der ultramontane, sociale und Reclamenschwindel bis tief in die „gebildeten Stände“ hinein massenhaft seine Gläubigen findet.

Und in der That, man braucht weder eine Laterne anzuzünden, noch eine Lupe in die Hand zu nehmen, um die zahlreichen Rostflecke zu gewahren, die den strahlenden Glanz unserer geistigen Rüstung verdunkeln. — Und woher sollte uns auch eine solide, harmonische, leistungsfähige Bildung kommen? Aus den Schulen? Unsere Schulen leiden offenbar an einer inneren Unfertigkeit und entbehren eigentlich eines einheitlichen Abschlusses. Weder Gymnasien noch Realschulen sind hinsichtlich der Auswahl des Lehrstoffes schon völlig mit sich im Reinen. Indessen trotz solcher erschwerenden Umstände arbeiten sie wacker und leisten Erkleckliches, das heißt, wo sie ihre volle Arbeit thun können. Was aber können sie leisten bei den mindestens drei Vierteln ihrer Schüler, die ihnen, sobald sie die eine oder andere Berechtigung erlangt haben, aus der Schule laufen und mit der erworbenen Halb- oder Dreiviertelbildung nun allerdings nicht viel anzufangen wissen?

Das ist schlimm, aber noch nicht das Schlimmste. Bildung ist kein ruhender Besitz; es geht nicht wohl an, zu sagen: Jetzt bin ich gebildet, nun will ich mich um nichts mehr kümmern. Das wäre so, als ob ein Kaufmann aufhören wollte, zu verdienen. Bildung ist kein Besitz, sondern fortdauernde erwerbende Thätigkeit. Grade daran aber, an dieser fortbildenden Thätigkeit fehlt es unseren Gebildeten durchaus. — Kürzlich verglich eine

englische Dame (im Feuilleton der „Nationalzeitung") den Bildungsstand der englischen und der deutschen Frauen. Wenn beide die Schule verlassen, weiß die Deutsche ungleich mehr als die Engländerin. Nach zehn Jahren aber steht es grade umgekehrt. Nun, wir wollen nicht grade darauf schwören, daß dieser Vergleich auf der englischen Seite ganz allgemeine Geltung zu beanspruchen hat; auf deutscher Seite hat er leider und zwar nicht blos für die Frauen, sondern in kaum minderem Maße auch für die Männer sehr viel Zutreffendes. In der That, es fehlt den Allermeisten unserer sogenannten Gebildeten an jedem ernsteren Fortbildungsstreben. Man verläßt die Schule, bezw. die Universität und denkt, nun sei man gebildet. Man lebt dem Geschäft und lebt dem Vergnügen, was man so Vergnügen nennt. Der Rest ist Schweigen.

Was lesen wir? Möchte sich doch Jeder diese Frage zu ernsthafter Selbstprüfung vorlegen? Was lesen wir? Journale, Romane, Eisenbahnliteratur: voila tout. Darin allerdings leisten wir uns Beträchtliches und die wie auf allen Gebieten so auch hier waltende zerrüttende Ueberproduction kommt diesem Bedürfniß in der überschwänglichsten Weise entgegen. Es ist eine wahre Sündflut von Romanen und eine wahre Heuschreckenwolke von Journalen. Und wie immer, steht auch hier mit dem Wachsen in die Breite die Abnahme des inneren Werthes in mathematisch genauer Proportion. Dasselbe Uebel der sinnlosen Concurrenzmacherei, dem wir auf commerziellem und industriellem Gebiete bereits begegnet sind, entfaltet in der Literatur eine nicht minder verderbliche Wirkung. Sobald ein Blatt Miene macht, ein wenig zu rentiren, entstehen ihm zwei, drei, ja ein halbes oder ganzes Dutzend von Concurrenzblättern. Um jeden dieser Zugänge

zum Parnaß drängt sich ein dichter Schwarm queuebildender Scripturienten, wobei es natürlich so zugeht, wie in jedem Gedränge, daß der am besten vorwärts kommt, der die Ellenbogen am besten zu handhaben versteht.

Bei dieser Beschaffenheit der großen Mehrzahl unserer Zeitschriften kann man sich denken, was von dem Werth der durch sie gebotenen geistigen Nahrung zu halten ist. Journale sind überhaupt nicht dazu da, den Hauptbestandtheil geistiger Nahrung zu bilden; sie sollen orientiren, aufmerksam machen, zu weiterer, gründlicherer Verfolgung anregen, allgemeine Vorstellungen geben von Dingen, um die man sich selbst nicht näher kümmern kann und mag. Als ergänzendes Beiwerk, als füllendes, schmückendes, abrundendes Ornament sind sie ganz an ihrem Platze; aber als Hauptnahrungs- und Bildungsmittel sind sie wahres Gift. Viel Journale-Schmökern entnervt den Geist, macht oberflächlich und kritiklos. Man hat etwas gelesen und weiß weder wo, noch in welchem Zusammenhange, noch von wem, zu geschweigen, daß man den Werth des Gelesenen zu beurtheilen vermöchte.

Wahrhaft gesunde geistige Nahrung kann man nur in Büchern (in guten natürlich) finden. Wenn ich von Büchern rede, meine ich natürlich weder die Legion von Romanen, noch die Schutthaufen von Eisenbahn-Literatur. Gute Romane sind selbstverständlich eine gute Lecture. Aber das Gute ist hier so selten, wie auf allen anderen Gebieten; jedoch selbst die besten Romane sind nicht geeignet, den alleinigen oder nur hauptsächlichen Bestandtheil der geistigen Nahrung zu bilden. Vollends nun in Massen und kritiklos verschlungen, wie meist geschieht, wirken sie noch schädlicher, als die bloße Journallecture.

Auch auf dem Büchermarkte grassirt die Seuche der Ueberproduction; es wird viel zu viel geschrieben. 1875 gab es 17,000 neue Bücher, 1876 über 15,000. Wenn das so fortgeht, müssen wir in unserem Fett ersticken. Indessen kann man sich hier schon leichter orientiren. Wenn man der Eisenbahnliteratur und den bekannten Massen-Illustrations-Verlagsartikeln aus dem Wege geht (obwohl man auch unter diesen vortreffliche Darstellungen aus zweiter Hand findet: sunt bona, sunt mediocria, sunt mala multa), die zahllosen Volks-, Jugend- und Erbauungsschriften als speciellen Zwecken dienend hier außer Betracht läßt, so findet man sich schon gleich in eine viel gewähltere Gesellschaft wirklich wissenschaftlicher Werke versetzt, unter denen nun die engere Wahl nach der besonderen Neigung (Geschichte, Literatur, Naturwissenschaft u. s. w.) nicht schwer fällt und durch die meist in weiteren Kreisen bekannten Namen der Autoritäten und Koryphäen in jedem Zweige leicht sicher gestellt wird.

Hier ist reiche und gesunde Nahrung die Hülle und Fülle; und nicht etwa blos in schwerer, abstruser, unverständlicher Form. Man kann einem großen Theile unserer Gelehrten doch wahrlich nicht absprechen, daß sie es gelernt haben, den gediegenen Inhalt in schöner, leicht flüssiger, allgemein verständlicher, interessanter und fesselnder Darstellung zu geben. Aber grade auf diesem Gebiete sieht es mit der so nothwendigen Theilnahme der großen Masse der Gebildeten am allertraurigsten und wirklich trostlos aus. Wie viele unter unseren Kaufleuten und Fabrikanten, Juristen, Lehrern u. s. w., ja, man kann alle, alle Stände und Berufsklassen nennen, entschließen sich wohl das ganze Jahr hindurch einmal, etwas anderes als Journale oder Romane zur Hand zu nehmen? (Von dem noth-

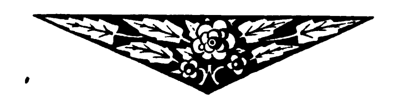
wendigen Handwerkszeug für den Beruf natürlich abgesehen.) „Ja, lieber Freund," heißt es dann wohl, „wenn ich von meinem Comptoir oder Bureau u. s. w. komme, dann bin ich so abgespannt, daß ich zu etwas Ernsthafterem nicht aufgelegt bin." Das klingt so, als wenn ein Mann, der schwer gegraben hat, sich zu angegriffen fühlt, ein Stück Rindfleisch zu essen und nur Zuckerwerk naschen zu können wähnt.

Bücher wie v. Ranke's „Deutsche Geschichte i. Z. der Reformation," Raumer's „Hohenstaufen," Duncker's „Geschichte des Alterthums," Mommsen's „Römische Geschichte," v. Sybel's „Geschichte der französischen Revolution," Max Müller's „Essais," Tyndall's und Helmholtz' Vorträge und vieles Andere kann jeder Gebildete lesen und Niemand wird sie aus der Hand legen, ohne darin nicht nur tiefere Förderung, sondern auch entschieden bessere und ansprechendere Unterhaltung gefunden zu haben, als etwa in einem Roman von Luise Mühlbach, Sacher-Masoch, Seydeau, Kavanagh, Braddon u. s. w. u. s. w., oder als in dem jammervollen Häckselfutter aus einem Dutzend Journale.

Ja es ist fast so weit, daß es in gewissen „gebildeten" Kreisen fast für vornehmer gilt, ein ernsthaftes Buch nicht gelesen zu haben. Das spielt sich dann manchmal sogar als elegante Blasirtheit auf, obwohl man ihm die geistige Hungerleiderei schon auf den ersten Blick an den Rippen abzählt.

Die Rückwirkung auf das Allgemeine ist so traurig, als man sich nur vorstellen kann. Fast in allen Stücken (Essen, Trinken, Rauchen, Kleidung, Gesellschaften u. s. w.) Verschwender, sind wir in Bezug auf die Literatur schmutzig geizig. Schon ist es so weit, daß an einem wissenschaftlichen Werke (seltene Ausnahmen abgerechnet) außer dem Setzer Niemand

Nutzen hat. Wie das die ganze Literatur herabstimmen und mehr und mehr zur fabrikmäßigen, auf Massenabsatz berechneten Scheinproduction treiben muß, liegt auf der Hand. Das Lied von der Misere des deutschen Schriftstellers ist oft genug angestimmt. In der That, kein civilisirtes Volk thut es in dieser Hinsicht an Indolenz dem deutschen gleich. Nun, wir schreiben nicht pro domo. Die deutschen Schriftsteller werden fortfahren, auch unter dieser wachsenden Ungunst ihre Schuldigkeit zu thun. Aber Ihr selbst verarmt, verkümmert, fallt der geistigen Scrophulose anheim. Statt den Pionieren der Wissenschaft, die Euch bahnbrechend und wegebereitend vorangehen, als geschlossenes Gros (oder doch wenigstens in breiter werdenden Echelons) nachzufolgen, bleibt Ihr theilnahmlos, blasirt, nur auf weichliche Näscherei bedacht, zurück, laßt die Kluft zwischen Euch und dem Gelehrtenstande immer weiter reißen, schließt Euch von dem Bürgerrechte der Culturgemeinschaft aus und begnügt Euch damit, in einem aus tausend Fetzen und Flittern zusammengeflickten Faschingskleide einherzustolziren, das Ihr emphatisch Eure Bildung nennt, obwohl es verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Bettlermantel hat.





7. Gemeinnützige Arbeit.

Nur noch Eins, und dann soll das Moralpredigen ein Ende haben. Zwar dies und das gäbe es noch, das eine Besprechung verdiente. So hat Mancher (mit etwas Schadenfreude vielleicht) nach der Epistel über das Kneipen der Männer gefragt. Aber es ist ja nicht die Absicht dieser Briefe, einen vollständigen Katalog aller unserer Fehler zu liefern. Auch denken wir in diesem Stück eben so wenig rigoros als in allen übrigen. Das Kneipen (weil einmal davon die Rede ist) ist eine deutsche Nationaleigenthümlichkeit. Der Engländer und Amerikaner steht am Schänktisch wie ein Pfahl und trinkt seinen Whiskey oder Brandy, bis er genug hat. Der Franzose nippt im Cafe seinen Absynth, nur der Deutsche, „sitzsam und trunkfest," weiß wirklich gemüthlich und geistvoll zu kneipen. Ernste und weise Männer haben den Becher geliebt und gepriesen, von Sokrates an, der mehr als alle seine Schüler vertragen konnte, und Plato, der im Symposion

uns eine so muthwillige Kneipscene aufbewahrt hat, bis zum gestrengen Stoiker Cato, von solchen Schelmen wie Anakreon und Horaz ganz abgesehen.

Daß der Wein des Menschen Herz erfreut, wußte schon der Psalmist. Ein gutes Bier thut desgleichen, und es giebt nicht viel Dinge, die gemüthlicher wären als ein tüchtiges Gespräch wackerer Männer bei schäumenden Humpen. Auch das Christenthum lehrt und verlangt nicht trübselige Weltflucht; zeigt doch das Wunder zu Cana, daß sein Stifter, statt dem lustigen Gelage seinen Wein in Wasser zu verdünnen, was doch gewiß seines Eindrucks nicht verfehlt haben würde, es vorzog, den Hochzeitsleuten das Wasser in Wein zu verwandeln. Auch die Weisheit des Christenthums besteht nicht darin, die Güter der Welt zu verachten, sondern sie ihrem Zwecke gemäß zu gebrauchen und zu genießen. Aber weder christlichem Ernst, noch der geringsten weltlichen Klugheit entspricht es, sich materiellen Dingen völlig hinzugeben und von ihrem Herrn, der sie mit freier Willkür gebraucht und genießt, zu ihrem willenlosen Sklaven herabzusinken. Keine größere Thorheit giebt es, als immerfort und nur genießen zu wollen. Das ist unmöglich, ist gegen das Naturgesetz. Menschliche Nerven geben einen solchen Gefühlsaufschwung, wie ihn der Genuß erfordert, auf die Dauer nicht her. Immer genießen wollen, das ist so, als wenn ein Müller mit dem Mühlwasser, das er einmal verbraucht hat, immer wieder mahlen wollte. Ihr Aermsten, die Ihr Euch des Lebens leichteste Kunst, die Kunst des Genießens, so lächerlich schwer macht, daß Ihr Euch z. B. mühselig von Salon zu Salon hetzt, mit täglichen Soupers oder Diners Euch vollstopft und verfettet, um ja recht zeitig im Frühjahr für Marienbad reif zu sein, oder Abend für Abend bis in die Nacht hinein die Wachtstubenluft der Kneipe

athmet, dem traulichen Familienkreise entfliehend, ihm mit dem Vater den geistigen Halt und Mittelpunkt raubend, damit zugleich Euren Frauen und Kindern denselben Geist der Aeußerlichkeit und Oberflächlichkeit einimpfend — um was? — um täglich an dem nämlichen Stammtisch die nämliche lederne Unterhaltung zu führen. Ihr Aermsten! Eure blasirten, abgestumpften, gelangweilten Philistergesichter predigen deutlicher als irgend etwas zu reden vermag, die alte, einfache Lehre, daß der Mensch die Summe seines Genießens nicht willkürlich ins Ungemessene zu steigern vermag.

Das Leben genießen! Ja doch. Immerhin macht es zu Eurer Losung, nur bleibt ein wenig der Gesetze der menschlichen Natur eingedenk. Immerhin genießt das Leben, aber genießt es wahrhaft, macht Euch nicht den Genuß zur Mühsal und Strapaze. So weise ist das Leben eingerichtet, daß immer das eine seiner wesentlichen Elemente auf das andere verweist, daß man selbst mit der fadenscheinigen Weisheit des Epikuräismus zur Noth auszukommen vermag, daß sich sagen läßt, der beste, dauerndste Genuß, die kostbarste Würze aller Genüsse sei die redliche, rechtschaffene Arbeit, wie nach aller Kuchen- und Delicatessenschleckerei Brot und Fleisch die gesundeste Nahrung bleibt. Aber die Arbeit ist weit edler, als daß es genügen könnte, sie gleichsam unter fremder Flagge segeln zu lassen oder sie unter falscher Marke einzuschmuggeln.

Arbeit macht gesund. Ja sie ist das allein Gesunde, Gesunderhaltende. Das bloße Genießen ist nicht gesund, kann nicht gesund bleiben. Es ist noch ein ganz roher, niedriger Gesichtspunkt, die Arbeit als ein Diäteticum zu betrachten. Und doch wäre es noch für so Manchen nöthig, ihn noch besonders hervorzuheben. Daß

dem Genuß die Thätigkeit als Aequivalent gegenüberstehen muß, daß die Ansammlung der Spannkräfte bei der Nahrungszufuhr sich in die lebendige Kraft der Arbeit umsetzen muß, soll nicht frühzeitige Entartung und Zerrüttung in den bekannten Symptomen sich kundgeben; dieses so einfache, unabänderliche Naturgesetz wird gleichwohl noch oft genug verkannt; Mancher glaubt „sein Leben zu genießen,“ obgleich er in Wirklichkeit nichts Anderes thut, als sich zu mästen zu frühzeitigem Alter und Tod. Arbeit macht gesund. Sie allein befähigt zum Genießen, nicht nur, indem sie die Genußmittel schafft, sondern mehr noch dadurch, daß sie den Körper stählt, stärkt und genußfähiger macht, daß sie das Gemüth erfrischt und ihm Spannkraft verleiht, so wie endlich dadurch, daß sie durch die Weite des Contrastes dem Genießen erst gleichsam freie Bahn schafft, wie das Pendel emporgehoben werden muß, um schwingen zu können.

Nun freilich, gearbeitet wird ja am Ende genug. Wo sollte man dessen mehr inne werden, als in Magdeburg, einer der fleißigsten, betriebsamsten Städte in unserem fleißigen, arbeitsamen Norddeutschland. Die Arbeit hat ihre Fanatiker und Ausschweiflinge so gut wie der Genuß. Es giebt bei uns vielleicht eben so viel verknöcherte Arbeitsmaschinen, als reine Genußmenschen. Arbeit in jeder Gestalt, übertriebene, aufreibende, entnervende Arbeit sieht man oft genug. Darin allein läge noch kein Heil. Wie aber, wenn im Wechsel mit mühseliger Plage Genuß und Ruhe eintritt, Essen, Trinken, Schlafen, Spiel, Tanz, Gesellschaft u. s. w., woran kein Mangel, ist dann nicht Alles gut und schön? Was fehlt dann noch? Nicht weniger als die Hauptsache: Dasjenige, um dessentwillen gearbeitet wird. Die Holländer, praktische Leute, setzten ihre Gefangenen, um sie sicher zur

Arbeit anzuhalten, ins Wasser, das ihnen bis an den Hals ging, und das so stark zulief, daß sie mit aller Kraft pumpen mußten, um nicht zu ertrinken. Ist das Arbeit? Jede Arbeit muß ihren Zweck haben, muß Nutzen schaffen, gemeinnützig sein. Das sahen wir ja schon bei Handel, Gewerbe und Industrie, daß die erwerbende Thätigkeit des Einzelnen dem öffentlichen Bedürfniß, dem allgemeinen Besten dienen muß, wenn sie ihrem wahren Begriff entsprechen, wenn sie — von aller sittlichen Würdigung abgesehen — auch nur dauernd und nachhaltig gewinnbringend sein soll. — Das ist ja noch keine Arbeit, was wie der rehberger Graben und die pariser Nationalwerkstätten nur betrieben wird, um die Leute zu beschäftigen. Der Zweck und das Wesen der Arbeit erschöpft sich nicht darin, daß sie dem Arbeitenden das Leben fristet, ihm Gewinn bringt; jede Arbeit will und soll dem großen Ganzen dienen, sie strebt unbewußt vermöge ihrer innersten Natur diesem ihrem sittlichen Schwerpunkt, ihrem geistigen Centrum zu, wie scheinbar weit entfernt von demselben sie an der Peripherie ihr scheinbar ganz individuelles Eigenstreben verfolgen mag.

Daraus allein schon folgt, daß die Arbeit über das nächste Bedürfniß des Individuums hinausgehen muß, daß Jedermann nicht blos seinem individuellen Sonderinteresse, sondern darüber hinaus allgemeineren Interessen, Zielen, Pflichten sich widmen muß. Es fällt uns nicht ein, dem Egoismus den Krieg erklären zu wollen oder der armen Menschennatur etwas zuzumuthen, was sie nicht zu leisten vermag. Aber es steht um die Maxime des Egoismus ganz ähnlich wie um die des Genießens. Möge nur jeder Egoist sein, d. h. seinen eigenen Interessen nachstreben, aber ganz und voll seinen sämmtlichen und seinen

wahren Interessen, nicht blos den augenblicklichen und scheinbaren, nicht blind, bornirt und einseitig, sondern in umsichtiger, harmonischer Pflege seines ganzen und wahren Wesens und in vorausschauender Berücksichtigung der Zukunft. Alsdann wird sich schon geltend machen, wie wahr das ist, was geschrieben steht: Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von einem jeglichen Wort Gottes.

Denn der Mensch lebt nicht allein in der Welt, er ist seiner innersten Natur nach ein geselliges und politisches Thier. Er lebt — von Familie, Stamm, Gemeinde u. s. w. abgesehen — in den großen Verbänden des Staates, der Nation, der Gesellschaft, ja — er mag es wollen oder nicht — auch der Kirche. Er ist mit seinen Mitmenschen durch diese Verbände und mit diesen Verbänden aufs Engste verwachsen, organisch mit ihnen verbunden. Mit seinem ganzen Wohl und Wehe ist er auf sie angewiesen. Seiner ganzen Entwicklung nach ist er ein Product dieser gemeinsamen Culturarbeit, der er Alles verdankt, der er keinen Augenblick entrathen kann, der er sich aber eben deshalb auch an seinem Theil nicht versagen darf. Der ist ein rechter Narr, der da wähnt, er könne seinen individuellen Interessen nachgehen, ohne auf die allgemeinen Rücksicht zu nehmen. Es ist das nicht anders, als wenn Einer fortwährend Verbindlichkeiten eingehen wollte, ohne ihnen jemals nachzukommen. Wie lange sollte das gehen? Wenn alle Welt stehlen wollte, dann hätte das Stehlen offenbar nicht den mindesten Zweck. Grade so kurzsichtig aber wie die Rechnung des Diebes, der stiehlt, unter der Voraussetzung, daß alle Anderen ehrlich seien, ist die Rechnung dessen, der die gemeinsame Culturarbeit ausnutzt, ihr aber seinen schuldigen Beitrag verweigert.

Denn unsere gesammte Cultur, unser ganzes öffentliches Leben ist allerdings ein Werk der Arbeit, aufgespeichertes Capital, von vergangenen Jahrhunderten mühsam zusammengebracht, ein Capital, das nicht blos erhalten, sondern immer wieder erworben und vermehrt sein will, wenn es nicht schwinden und verloren gehen soll. Geld, Edelmetall mag man vergraben oder in der Truhe liegen lassen, ohne daß sie an Werth verlieren; geistiger, moralischer Besitz aber kennt kein Stehenbleiben, keine unveränderte Dauer, sondern stellt seinem Besitzer in jedem Augenblick die erbarmungslose Alternative: aut — aut, Fortschritt oder Rückschritt. Wie die Bildung weder ein ruhiger Besitz noch ein unthätiges Genießen, so ist auch unser öffentliches Leben in Staat, Gesellschaft, Sitte, Religion ein beständiges Erneuern, Neubinden, Festerschmieden der den Menschen mit dem Menschen verknüpfenden Bande im glücklichen, oder ein Vertrocknen, Verschrumpfen, Versumpfen, Auflösen im unglücklichen Falle — tertium non datur.

Kein Staat kann gedeihen, fortschreiten, ja, er kann nicht gesund bleiben, er könnte gar nicht einmal bestehen, wenn alle oder selbst nur ein großer Theil seiner Bürger seinem Gesetz den Gehorsam verweigern und ihm nur so weit, als der unmittelbare Zwang reicht, Folge leisten. Der Staat gedeiht, schreitet fort, wenn die Gefühle, welche den Einzelnen an das Ganze, welche den Bürger mit dem Bürger verknüpfen, die Gefühle des Patriotismus, der Bürgertreue, des Gemeinsinns, der Sinn für Recht, Gesetz und Ordnung immer lebendiger und kräftiger sich entwickeln. Der Staat kommt im Gegentheil zurück, das politische Leben verkümmert, entartet, trocknet ein, artet in handwerksmäßige Schablone aus, wenn diese Gefühle erkalten, ersterben, ihre Macht über die Gemüther verlieren. Und wenn das irgend wo gilt,

gilt es gewiß vom constitutionellen Staat. Der absolute Staat vermochte durch die Kraft und Weisheit seiner Herrscher, durch die machtvolle Einheit seiner Organisation oft noch trotz der Passivität des Volkes Großes zu schaffen. Unsere auf breiter demokratischer Grundlage errichteten Verfassungsstaaten können nur gedeihen, ja selbst auf die Dauer bestehen, wenn Intelligenz, politische Bildung, nationales Gefühl, Eintracht die große Mehrzahl der Bürger beseelen. Das allgemeine Stimmrecht ist, wie wir zu erkennen schon reichlich Gelegenheit hatten, eine zweischneidige Waffe.

Und grade so ist es in der Gesellschaft, d. h. in jener wirthschaftlichen und sittlichen Gemeinschaft, welche mit unsichtbaren, aber mächtigen Banden alle Individuen zu einem großen Ganzen vereinigt. Die Gesellschaft wird bis in ihre innersten Grundvesten zerrüttet, bis zur Auflösung desorganisirt, wenn jeder Stand, jedes Interesse die Anderen feindselig von sich ausschließt und in rücksichtslosem Raubsystem ausbeutet. Auf solchen Grundlagen kann sich weder eine gesunde, dauernd lebenskräftige Industrie, noch eine freie, schöne, echt menschliche Gliederung der Gesellschaft erheben, während der unvermeidlich aufkeimende Klassenhaß selbst den politischen Bestand in Frage stellt. Besonders langlebig und ausdauernd pflegen die Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche der Völker, Stände, Gesellschaftsklassen sich zu zeigen. Aber es ist eine wiederholt gemachte Erfahrung, daß, wenn das sittliche Gefühl, der Inhalt und die treibende Wurzel der Sitte erschlafft und erkaltet, die Sitte gleichfalls einem geistigen Rückbildungsprocesse unterliegt, mechanischer, schematischer wird, gleichsam verholzt oder verknöchert, kurz aufhört, ein lebendiges Glied am gesunden Körper des geistigen Lebens zu sein und zur sinn- und gedankenlosen Nachäfferei herabsinkt.

Wir huldigen immer noch — und das ist wohl ein geheimes Symbol unserer Hinneigung zum Radicalismus — allzu sehr dem laissez aller, dieser Leib- und Lieblingsmaxime des seichtesten Radicalismus. Das Volk ist gut und weise; das Volk kann Alles, kennt Alles, versteht Alles, vermag Alles. Was das Volk thut, das ist wohlgethan, was es nicht thut, ist es auch. Was hat es nun für Noth? Man läßt die Dinge gehen, wie sie eben gehen, schließlich gleicht sich Alles wieder aus.

Es ist etwas Gutes und Hohes um einen gesunden, kräftigen Optimismus. Für jede edlere Seele ist es das innerste Lebensbedürfniß, zu glauben, daß die Welt gut ist und einem guten Ziel trotz aller Irrungen und Schwankungen stetig entgegenschreitet. Wer möchte noch Freude haben am Leben ohne diesen letzten Hoffnungsstrahl? Aber von diesem Optimismus des Fortschrittes und der Thatkraft, der der unvollkommenen Gegenwart ihre Mängel vorhält, um sie zur Erstrebung des Besseren anzutreiben, ist der Optimismus des Stillstandes und Müßigganges, ist die weisedünkelige Bornirtheit, die Alles, was sie thut und treibt, selbstgefällig und selbstgenügsam belächelt, ohne zu merken, daß sie immer tiefer in die Ledernheit des Spießbürgerthums versinkt, wie Tag und Nacht verschieden.

Nein, hier auf Erden macht sich nichts von selbst. Es ist merkwürdig, daß dieselben radicalen Geister, die der Bibel gegenüber mit ihrem „Aus nichts wird nichts" so schnell bei der Hand sind, in öffentlichen Angelegenheiten sich so oft der ganz naiven Vorstellung hingeben, aus nichts könne schließlich doch etwas, aus Ruhe könne Bewegung werden, und Trägheit und Nichtsthun könne große und schwere Arbeitsleistungen zur Folge haben.

Volksmassen, größere Versammlungen, Wahlkörperschaften, und wenn sie parlamentarisch noch so sehr geschult sind, bleiben immer mehr oder weniger unbehülflich und schwerfällig im Handeln. Dieser Mangel kann nur in dem Maße gelindert und gehoben werden, als starke Interessen und warme Gefühle die Gemüther aneinander fesseln; die Wärme des Gefühls ist das Einzige, was den Massen die Einheitlichkeit und Energie der Person zu geben vermag. Ohne das theils die chaotische Zerfahrenheit des tot capita tot sententiae und eigensinnige Quertreiberei, theils gedankenloses, heerdenartiges Nachtreten in der vorgezeichneten Schablone. Diese politischen und gesellschaftlichen Gefühle des Patriotismus, der Bürgertreue, des Gemeinsinnes, der Scheu vor Recht, Gesetz und Ordnung u. s. w., ohne welche Staat und Gesellschaft nicht bestehen und am wenigsten gedeihen können, sie sind weder von selbst entstanden, noch bleiben sie von selbst bestehen, sondern sie sind, wie ich an anderer Stelle*) des Näheren nachgewiesen zu haben glaube, anerzogene historische Gefühle, das Product der Culturarbeit früherer Jahrhunderte und Zeitalter, ein Erbgut, das wir, um es zu besitzen, immer wieder von Neuem erwerben müssen.

Draußen in den fruchtbaren Marschen und Niederungen am „Strande des weithinrauschenden Meeres“ sitzt ein starkes, muthiges, freies Geschlecht. Was Andere in bequemer Ruhe und Sicherheit ihr Erb und Eigen nennen, sie besitzen es gleichsam nur zum Lehen vom Erderschütterer Poseidon, ihre Altvordern haben es in strenger, schwerer Arbeit dem Meere abgerungen und nur ein schmaler Deich

*) Analyse der qualitativen Gefühle. Magdeburg, A. & R. Faber, 1878, Buch V.

trennt ihren Besitz, ihr Hab und Gut, ihr Leben, Weib und Kind von dem unerbittlichen Element. Aber dieser Deich ist ihre Sicherheit, denn er ist ihre Arbeit, ihre Treue, ihre Wachsamkeit, die sie gern und freudig und unablässig leisten. Und wer sich säumig finden läßt, für den lautet das Gesetz: „Wer nicht will deichen, der muß weichen.“ Solche Deiche, solche zwar starken, aber aus Arbeit hervorgegangenen und fort und fort Arbeit erheischenden Schutzwehren sind es, die uns, unseren nationalen Staat, unseren Besitz, ja unsere ganze Cultur trennen von einem Abgrund, dessen Gischt und Schaum nicht weniger gierig an den ihm gesetzten Schranken leckt und zehrt, als die erbarmungslose Meereswoge dort an den Molen und Dämmen.

Man verlasse sich doch nur nicht auf den todten Besitz, man wiege sich nicht in schädliche Sicherheit, man wähne nicht: diese hübschen, langen Wälle, diese starken Bollwerke sind ja da, sie halten ja noch für lange Zeit vor, was bedarfs da für jetzt meiner Mühe? Schon die Maulwürfe allein können durch beharrliches Wühlen viel Schaden anrichten, wenn nicht ein eben so fleißiger Spaten ihnen fort und fort die krummen Wege verlegt, ganz zu geschweigen, daß, wenn kein lebendiger Pflanzenwuchs mit Millionen feinen, aber zähen Banden das lockere Erdreich durchädert und verfestigt, die rohen Elemente und das kriechende Gewürm mit einander wetteifern, unsere Schutzwehr zu benagen, zu verwaschen und zu unterwühlen.

Es ist nur zu gewiß, daß alle unsere staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, unsere Cultur und Civilisation, unsere Industrie, unsere Kunst, unsere Wissenschaft, Alles was unserem Leben Adel und Reiz gewährt, fortbesteht, nicht vermöge eines mechanischen Trägheitsgesetzes,

sondern nur vermöge stetigen Fortschrittes durch fortwährende Arbeit, erwerbende, schaffende, ausbreitende Arbeit. Nichts kann thörichter sein, als der Wahn, daß wir es in allen Dingen bereits so herrlich weit gebracht und nun bequem auf unseren Lorbeeren ruhen können. Da können Einem eben solche netten Ueberraschungen passiren wie dem berliner „Wahlphilister“, dem die Cassandrastimme des „Kladderadatsch“ bereits vor Jahren sein Schicksal prophezeite, durch Fritsche und Hasselmann im deutschen Parlament vertreten zu sein, und dem jetzt der Schreck über die socialdemokratische Leichenparade bis in die Pantoffeln gefahren ist.

Daß unsere individuelle Existenz auf den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen mit beruht, daß wir Alles, was wir sind und haben, dem großen Ganzen, dessen Theil wir sind, verdanken, daß der Theil ohne das Ganze keinen Augenblick bestehen kann: wie Viele sind es, die diese elementare Wahrheit sich völlig klar gemacht, oder wenn sie mit dem Verstande sie erfaßt, sie auch wirklich warm und lebendig empfinden und danach energisch handeln. Man ist nur zu geneigt, das individuelle Interesse als die Hauptsache und das öffentliche etwa für so viel als das Tippelchen über dem J anzusehen. Es ist eine ganz hübsche Verzierung, es kleidet ganz gut, wenn man außer dem Herrn Müller oder Schulze, außer dem schwerwiegenden Kaufmann oder geschäftigen Fabrikanten noch Stadtverordneter, Kreis-, Provinzial- u. s. w. Vertreter ist. Könnte man Jedem das Verhältniß seines öffentlichen Interesses zu seinem Egoismus ziffermäßig nachweisen und ihm diesen Procentsatz als Gradmesser seiner Bürgertugend wie einen Orden vor die Brust heften: was für erbauliche Dinge würden wir zu sehen

bekommen? 0.1 pCt. würde noch lange nicht der schlechteste und 0.01 noch nicht einmal selten sein.

Solch Tausendstel- oder Zehntausendstel-Patriotismus aber ist natürlich zu mager, um den mageren Kohl des Egoismus zu schmälzen. Wer nicht sammelt, der zerstreuet. Es klingt so hart und so herb, wenn Christus heischt: „Verkaufe Alles, was Du hast," oder: „Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes." Aber freilich, das Reich Gottes kann mit so winzigen Bruchtheilen eben so wenig etwas anfangen als jedes andere Reich, es will den ganzen Mann. Das 1 per Mille mögt Ihr Eurer Feuerversicherung geben, wenn Ihr in massivem Gebäude mit harter Bedachung wohnt. Das ideale Gebäude unseres geistigen Vaterhauses, die Heimstätte unserer Cultur, Bildung und Gesittung erfordert eine theurere Versicherung gegen die Gefahren des Umsturzes, der Verwüstung, Verwilderung und Entartung. Ein Jeder soll sich als ein lebendiges Glied an dem großen Organismus der Gemeinde, des Staates, der Gesellschaft betrachten und wohl bedenken, daß ein Glied, das mehr Kräfte und Säfte als ihm zukommt, an sich reißt, nicht etwa um so gesunder ist, sondern in Gefahr ist, in krankhafter Wucherung zu entarten.

Natürlich muß Jeder auch um das Seine sorgen, es ist nicht anders möglich, als daß ein Jeder in erster und letzter Linie sich, sein eigenes Beste will und ihm nachlebt. Mag er doch, nur mag er doch auch bedenken, daß wir als Menschen, als geistige und civilisirte Wesen nur in und durch die Gemeinde, den Staat, die Gesellschaft leben, daß wir Alles, was dem Leben Schmuck, Sicherheit, höheres Interesse verleiht, diesen größeren Verbänden verdanken.

Werfen wir von diesem Gesichtspunkte aus einen Blick auf unsere Leistungen für gemeinnützige Zwecke, so ist das Resultat allerdings so beschämend und traurig, daß man es kaum aussprechen mag. Man könnte die Klage jenes griechischen Redners wiederholen, daß früher die Privathäuser ärmlich, die öffentlichen Bauten stattlich gewesen und daß dieses Verhältniß sich umgekehrt habe. So ist unser Privatleben verschwenderisch und luxuriös, während es in öffentlichen Dingen oft so ärmlich und dürftig aussieht. Was geschehen soll, muß durch den Staat geschehen, und auch da kargt und darbt man (wie eben heute im Reichstage mit den paar Tausend Mark für die Erforschung Afrikas) oder man schickt das öffentliche Interesse von Pontius zu Pilatus hin und her, vom Staatssäckel an die Privatwohlthätigkeit, vom Reich an das Land, Provinz, Gemeinde und vice versa.

Wer wollte verkennen, daß Manches, ja Vieles geschieht, daß Vieles mit Eifer (wenn auch nicht immer mit Thatkraft und praktischem Geschick und oft mit zu viel Aufwand von Beredtsamkeit und einem zu umständlichen Apparat von Resolutionen und dergleichen) angestrebt wird. Aber im Großen und Ganzen genommen und verglichen mit dem, was noth thut, thun wir lange noch nicht genug. Wir arbeiten mit einem Deficit, wir treiben Raubbau, zehren von den überkommenen Culturschätzen, ohne in ausreichendem Maße Neugeschaffenes hinzuzufügen. Ein kurzsichtiges, leichtsinniges Geschlecht, leben wir von der Hand in den Mund, in den Tag hinein. Wie wir unsere Wälder niedergeschlagen haben, ohne zu fragen, was aus unserem Klima wird und aus unseren versiegenden Strömen, wie wir unseren Schmutz und Abfall sorglos bornirt in den Boden versenkten, bis die salpetrisirten

Brunnen uns unsere Nachlässigkeit ad oculos demonstrirten: grade so haben wir auch in sittlicher Beziehung darauf losgewirthschaftet, haben eine Schutzwehr und Schranke nach der anderen niederreißen lassen und solches Zerstörungswerk mit jubelndem Zuruf begleitet, haben alle Uebel und Schädlichkeiten der hochgesteigerten Verkehrs- und Industrie-Entwicklung sich häufen, wuchern und gähren lassen, haben die frühere feste Gliederung in das haltungslose Chaos individueller Atome zerbröckeln lassen, ohne zu bedenken, daß die so gelockerten Massen ganz anderen Mächten als denen der Freiheit, Ordnung und Civilisation anheim fallen könnten.

Von den mancherlei traurigen Gegenständen, die hierher gehören und die wir — wohl oder übel, wir schreiben einmal keine heitere Causerie — zum Schluß kurz berühren müssen, der traurigste ist gleich zunächst die Kirche, unsere arme evangelische Kirche. Welche Lauheit auf der einen welche Armuth und Dürftigkeit auf der andern Seite. Wenn wir alle mildernden Umstände, z. B. die völlige Umwälzung in der Welt- und Lebensanschauung seit den Tagen der Reformation, die Unklarheit und Unfertigkeit in unseren durcheinander gährenden Begriffen, Verknöcherung des kirchlichen Lehrbegriffs, hierarchische Machtgelüste u. dgl. m. noch so bereitwillig in Anschlag bringen, ja wenn wir (es mag seltsam klingen) von allen religiösen Motiven absehen und uns lediglich auf den Standpunkt der Volkswohlfahrt und des nationalen Gedeihens stellen, so bleibt die Sache immer noch erbärmlich genug. Wie konnte man die Kirche so verfallen lassen? Wie konnte man das, was den höchsten Titel unserer nationalen Ehre, unsere glänzendste weltgeschichtliche Geistesthat, das tiefste, festeste Fundament und Bollwerk unsere Freiheit bildet, so der Verachtung und dem

Spotte preisgeben? Hat man denn etwas Besseres an die Stelle zu setzen? Mit Hegel'scher, Schopenhauer'scher oder kritischer Philosophie lassen sich einmal keine Gemeinden bilden. Wenn wir die Kirche verfallen lassen, welchen anderen Mächten sollen die Massen anheimfallen, als dem Ultramontanismus, dem Socialismus, dem Nihilismus? Dingen, im Vergleich mit denen selbst das engherzigste Kirchenthum eine Wohlthat ist.

Und wie sieht es in der Kirche aus? Die alljährlichen Berichte des Gustav-Adolf-Vereins können Einen schon recht traurig stimmen, traurig über die vielfache Noth unserer Glaubensbrüder und fast noch trauriger über die homöopathischen Mittel, mit denen dagegen angekämpft wird. Welche schwere Auswahl muß da getroffen werden unter Fällen, von denen kein einziger unberücksichtigt bleiben sollte, nicht zu gedenken, daß überhaupt nur die schreiendsten Fälle zur Sprache kommen, um im glücklichsten Falle im Laufe der Zeit eine theilweise Abhülfe zu erfahren, während die große Masse der gewöhnlichen Misere unbeachtet bleiben muß. Wie ganz anders ist das bei den Katholiken. Wo sich ein Häuflein Katholiken*) in evangelischen Landen zusammenfindet, da dauert's gewiß nicht lange, so haben sie ein schmuckes Kirchlein oder Capelle mit Zubehör, und das geht so schnell, die Leute scheinen zu so etwas gar keine Acten zu brauchen. Wo das Geld herkommt, weiß Gott. Aber wir, wir brauchen noch gar nicht einmal in die Diaspora zu gehen, um die Noth unserer evangelischen Kirche zu treffen. Mitten in evangelischen Ländern finden wir Gegenden, wo

*) Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß auch bei den Juden ein ähnlicher Eifer für die Angelegenheiten ihres Cultus und die Unterstützung ihrer Glaubensgenossen herrsche.

erst aufs sechste, achte, zehnte Dorf eine Kirche fällt und meilenweite Kirchwege nichts Seltenes sind; und die friedrichsstädter Kirche kann uns als Beispiel aus nächster Nähe dienen.

Wenn man die katholischen und die evangelischen Kirchen äußerlich vergleicht, so ist ein sehr bedeutender Unterschied zu unseren Ungunsten bemerkbar. Jene sind fast stets in würdigem, gutem Geschmack erbaut, innen stets reich, oft überladen, nicht selten wahrhaft künstlerisch ausgestattet. Unsere evangelischen Kirchen machen dagegen einen höchst ungünstigen Eindruck. Namentlich unsere Landkirchen — und grade in der reichen, gesegneten Provinz Sachsen, in reichen Dörfern, in denen jeder Bauer ein Gutsbesitzer ist — leisten in würdeloser Aermlichkeit oft Unglaubliches. Z. B. diese Kirchthürme, die eben so breit als hoch sind und kaum das Kirchendach erreichen, diese plumpen, viereckigen Bruchsteinkasten ohne jede Spur von Gliederung und Architektur. Wo soll da Erbauung, wo Respect für die Kirche herkommen? Selbst in unseren viel besseren Stadtkirchen herrscht im Innern meist frostige Aermlichkeit, z. B. der zudringliche Sonnenstrahl muß durch Vorhänge von grauer Leinwand abgehalten werden. Wo sind die reichen Patricier, die es sich zur besonderen Ehre anrechneten, das Andenken ihrer Familien durch eine Glasmalerei zu verewigen?*)

Diese Aermlichkeit betrifft ja allerdings nur das Aeußere, aber auch so ist sie ein Symptom. Wo das Herz voll ist, da geht nicht nur der Mund über, sondern da spendet auch gern und willig die Hand. Wir haben kein Herz für die

*) Für den Dom haben sich allerdings schon einzelne Donatoren gefunden. Möchte doch dieses gute Beispiel auch für andere Kirchen, namentlich für unsere würdige St. Johanniskirche Nachahmung finden.



Kirche. Das zeigt sich immer und immer wieder an dem schwachen Kirchenbesuch, an dem Fernbleiben von Taufe, Trauung und Abendmahl, an der geringen Betheiligung an den kirchlichen Wahlen. Wie stehen die Massen noch so gleichgültig, so theilnahmlos da, ohne Partei zu ergreifen nach Solon's Gesetz in dem ernsten Kampfe, welcher die Kirche bewegt, in dem Kampfe zwischen dem Alten und dem Neuen, einem Alten, das in seiner harten, verknöcherten Schale große Schätze religiöser Wahrheit verbirgt und das, richtig verstanden, vielleicht nur dessen bedarf, mit den Resultaten der unaufhaltsam fortschreitenden Wissenschaft in lebendige und fruchtbare Wechselbeziehung gesetzt zu werden, und einem Neuen, nach dem wir uns sehnen, wie das Volk Israel's nach dem Messias, dem die Besten unseres Volkes entgegenstreben, von dem bis jetzt wenig mehr als kritische Vorarbeit sichtbar geworden (und auch dieses Wenige mehr gefühlt und geahnt als klar erkannt), dem wir aber die Wege offen zu halten haben, damit die große Zeit, wenn sie kommt (und sie kommt gewiß), nicht ein gar zu kleines Geschlecht finde.

Hic et ubique, dieselben Erscheinungen aus derselben Ursache treffen wir fast auf allen Gebieten an. Wir wagten von der Möglichkeit zu reden, daß ein reicher Patricier daran denken könnte, einmal tausend Thaler an die Stiftung eines gemalten Kirchenfensters zu wenden. Mit dem Stiften scheint es überhaupt bei uns zu Ende zu sein, auch hier scheinen wir ausschließlich von den Früchten einer opferwilligeren Vergangenheit zehren zu wollen. In einem Punkte ist die Abnahme ganz evident und sie hat sich rapid vollzogen. Noch bis in die Mitte der sechziger Jahre pflegten die Bekanntmachungen der Schenkungen an Kirchen und Schulen vierteljährlich mehrere Spalten im Amtsblatt ein-

zunehmen, während jetzt kaum einige Zeilen dazu erforderlich sind.

Mit der Armenpflege scheint es ja besser zu stehen. An gutherzigen, mildthätigen Seelen, die gern geben, fehlt es nicht. Nur sollte erwogen werden, daß das bloße Geben noch kein Helfen ist. Das Almosengeben sollte mehr und mehr in organisirte Armenpflege sich verwandeln. Aber grade hier begegnet man oft der Sucht, selbst austheilen zu wollen, um den Dank der Beschenkten in Person entgegenzunehmen. Wenigstens wird oft der Beitritt zu einem Vereine mit dem Bemerken abgelehnt, man habe bereits seine Armen und thue nach dieser Richtung bereits genug.

Es sei fern von uns, alle persönliche und Privatwohlthätigkeit durch Vereins- und behördliche Unterstützung ersetzen zu wollen. Nur ist zu erwägen, daß einerseits der Einzelne leichter getäuscht werden kann, anderseits die Gaben der Einzelnen sich theils nutzlos verzetteln, theils unnütz auf Einzelne häufen, daß überhaupt die gedankenlose Unterstützung des professionirten Bettels gar keinen Werth hat, sondern sogar vom Uebel ist. Wenn die persönliche Berührung von Reich und Arm, von Geber und Beschenkten etwas Heilsames und Schönes haben kann, wenn in rechtem Sinne und in rechter Weise gegeben wird, so hat gleichgültiges Hinwerfen einzelner Pfennige von diesem Segen beiderseits nicht die Spur. Und übrigens findet sich für Jeden in seiner Sphäre noch reichlich Gelegenheit, seinen mildherzigen Gefühlen in eigenen Spenden freien Lauf zu lassen. Nur sollte Niemand durch seine Privatwohlthätigkeit sich der Theilnahme an organisirter wirklicher Armenpflege überhoben halten.

Denn eine wahrhafte Armenpflege, d. h. eine Unterstützung, die sich nicht damit begnügt, durch einmalige Gaben

zu erfreuen und Dank einzuernten, sondern die darauf ausgeht, die Noth aufzusuchen und dauernd zu lindern oder zu beseitigen (ja, aufsuchen, denn grade das Elend, das sich schamhaft verbirgt, ist der Hülfe weit bedürftiger und würdiger, als dasjenige, das geflissentlich zur Schau getragen wird), eine solche Armenpflege kann allerdings nur von gut organisirten Vereinen betrieben werden. Die seit einigen Jahren in unserer Stadt bestehenden Kirchspiels-Armen- und Krankenpflege-Vereine haben in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon viel Gutes gewirkt. Die in diesem Beruf praktisch ausgebildete und erfahrene Diakonisse weiß den vorhandenen Nothständen, ihrer besonderen Art und Ursachen ganz anders nachzugehen, als der einzelne Privatmann bei beschränkter Zeit und vorübergehendem Interesse es vermag; wo eine solche Schwester Hand in Hand mit der Geistlichkeit und, von willigen Vorstehern unterstützt, mit Eifer und Geschick arbeitet, da verwandeln sich in ihren Händen oft wenige Thaler und alte Sachen in werthvolle Hülfsmittel. Hier findet denn auch die Privatwohlthätigkeit ihren rechten Brenn- und Mittelpunkt und ihren wahrhaft segensreichen Wirkungskreis. Nicht nur, daß der Einzelne überzeugt sein kann, daß seine Gaben hier in wirklich wohlthätiger Weise verwendet werden, sondern er kann grade hier reichlich Gelegenheit finden, seine private und persönliche Wohlthätigkeit in weitestem Maße zu bethätigen. Wenn er, wo er Noth findet, den Fall dem Verein zur weiteren Verfolgung anzeigt und in Uebereinstimmung mit ihm handelt, da kann er ganz anderen Nutzen stiften, als wenn er allmonatlich so und so viel Leuten, die er nicht kennt und um die er sich gar nicht kümmert, etliche Groschen verabreichen läßt. Jeder rechtschaffene Mann sollte Mitglied eines solchen Vereins sein und ihn nach Kräften mit Geld, Naturalien und persönlicher

Arbeit unterstützen. Armuth und Elend werden zwar nie aufhören, aber gelindert können sie noch in ganz anderer Weise werden als bisher. Und was die Hauptsache ist, die moralische Wirkung auf den Armen, das Bewußtsein, nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen, sondern durch starke Bande thätiger Menschenliebe mit ihr verbunden zu sein, das hält ihn aufrecht und hebt ihn, fördert ihn mehr noch fast als die gereichte materielle Unterstützung.

Aber wie weit sind wir von diesem Ziele noch entfernt; wie viel fehlt noch daran, daß auch nur für die Größe der Aufgabe in weiteren Kreisen ein volles Verständniß obwalte? Und was für ganz eigenthümliche Erfahrungen da noch manchmal gemacht werden! „Die Zeiten sind so schlecht," heißt es, „wir müssen uns einschränken," und aus diesem Grunde werden die paar Groschen für die Armuth gestrichen, während man an den Hunderten von Thalern für Putz und Staat, Bier, Cigarren u. s. w. nicht die mindeste Einschränkung wahrzunehmen vermag.

In mehr mittelbarem Zusammenhange mit der eigentlichen Armenpflege stehen zahlreiche Aufgaben, jede an sich kaum minder wichtig als jene: Asyle für Obdachlose, Suppenanstalten, Fürsorge für entlassene Sträflinge, Waisenpflege und Fürsorge für verwahrloste Kinder, Steigerung der Erwerbsfähigkeit der Frauen und Fürsorge für Gefallene. Das sind lauter Aufgaben, für die bisher bei uns noch so gut wie gar nichts gethan ist. Und doch müssen wir uns gestehen, daß eigentlich jede einzelne ein dringendes Bedürfniß, einen zum Himmel schreienden Nothstand betrifft. Denn die verwaiste und verwahrloste Jugend unserer Großstädte, die aus der Gesellschaft ausgestoßenen Sträflinge, sie bilden die

wahre Pflanzschule des Verbrecherthums. Eine Nacht der Obdachlosigkeit ist für manches unverdorbene Gemüth der Anfang einer Laufbahn des Verbrechens und der Schande geworden; die Gefallene, der wir nicht den helfenden Arm rettender Menschenliebe entgegenstrecken, wird unfehlbar zur Prostituirten und im Alter zur Kupplerin, die Andere ins Garn lockt. Es ist nicht anders, die Uebel, die wir nicht bekämpfen, bekämpfen uns, wie das Unkraut, das nicht ausgerottet wird, die Saat überwuchert und den Acker auf Jahre hinaus verderbt.

Mit den zuletzt genannten Nothständen haben wir schon wieder den Boden der schon einmal berührten socialen Frage betreten. Es ist schwer, wenn man von öffentlichen Dingen spricht, dieser großen, Alles umklammernden Hyder zu entgehen, mit der man nicht fertig wird, wenn man mit bloßer Gewalt ihr die Köpfe abschlägt, die man vielmehr wie einen bösen Ausschlag von innen heraus curiren muß. Auf die sittliche Macht des guten Beispiels der höheren und mittleren Stände im Ernst einer warmen patriotischen und nationalen Gesinnung, so wie in wirthschaftlicher Nüchternheit und Reellität, auf die erobernde Macht, erleuchtende Wärme und veredelnde Kraft wahrhafter Bildung haben wir hingewiesen. Alles was unser öffentliches und Privatleben sittlich kräftigt und hebt, macht uns stärker und widerstandsfähiger gegen die finsteren Mächte des Abgrundes. Jeder Schaden, den wir beseitigen, dessen weiterer Ausbreitung wir Einhalt thun, jedes Gute, das wir stiften, ist ein werthvolles Arzneimittel gegen diese infernalische Volkskrankheit. Hier ist im Besonderen nur noch der großen, wichtigen und vielseitigen Arbeit auf dem Gebiete der Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klassen zu gedenken. Hier ist wieder so Vielerlei: Arbeitsräume

Wohnungsfrage, Trucksystem, Kinder- und Frauenarbeit, Sonntagsruhe, Kranken- und Alters-Versorgung u. v. A. m. Die Gesetzgebung muß hier eingreifen und hat es bereits gethan. Aber wie wenig wäre damit geholfen, wenn wir uns müßig auf die Omnipotenz des Staates verlassen wollten. Daß die Gesetze auch ausgeführt werden, nicht blos buchstäblich, wie es der englische Manchesterman thut, sondern ihrem wahren Geist und Sinn gemäß, und nicht blos, so weit das Auge und die Nase des Fabrikinspectors reicht, sondern ganz und voll und warm und freudig, das ist die Hauptsache. Und das sollte die Sorge und der Stolz jedes Arbeitgebers sein, im eigenen, wohlverstandenen Interesse; und das ganze Publicum, insbesondere jeder einsichtige, gemeinsinnige Mann sollte sich zum Wächter über die getreue Handhabung dieser wichtigen Ordnungen an seinem Theile berufen fühlen und durch seinen persönlichen Einfluß wie in tüchtigen Vereinen für die Hebung des sittlichen und leiblichen Wohles der unteren Stände wirken.

Damit sind wir an der Grenze einer neuen, großen Provinz des ungeheuren Reiches der öffentlichen Wohlfahrt angelangt, der *öffentlichen Gesundheitspflege*, auf die wir bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher einzugehen uns vorbehalten. Geschrieben und gesprochen ist über den wichtigen Gegenstand genug und vielleicht schon zu viel, gethan bitter wenig. Noch nie wird Jemand, der etwas von der Sache versteht, behauptet haben, daß wir uns in dieser wichtigen Beziehung bereits genügender und befriedigender Einrichtungen und Zustände zu erfreuen hätten. Alle stimmen ohne Ausnahme darin überein, daß arge Versäumnisse nachzuholen sind und daß noch immer zahlreiche schädliche Einflüsse ungehindert unsere Gesundheit untergraben

und unsere Lebensdauer verkürzen. „Der Worte sind genug gewechselt, nun möcht' ich einmal Thaten sehn."

Von der leiblichen zur geistigen Hygieine ist nur ein Schritt: Schule, Volksbildung. Daß wir nur nicht denken, wir könnten hier auf unseren Lorbeeren ausruhen, weil man Preußen „das Land der Schulen und Kasernen" nennt! Am 13. October 1806 galt Preußen noch unbestritten für den ersten Militärstaat, einen Tag später war dieser Nimbus bis auf den Grund zerstört. Wahrscheinlich sind unsere Schulen zahlreicher, besser, geordneter als je. Aber wir können uns doch nicht verhehlen, daß sich von ihrer erziehlichen Wirkung aufs Volk nicht ganz dasselbe sagen läßt. Ueber die jeunesse dorée der besseren Stände wird vielfach geklagt. Eine gewisse Blasirtheit, ein Mangel an idealem Sinn, an warmer Begeisterung für das Edle und Schöne, eine vorwiegend aufs Aeußerliche und Materielle gerichtete Tendenz machen sich in allen Ständen oft genug in widerwärtiger Weise geltend. Ein allgemeines Urtheil in solchen Dingen hat sein sehr Mißliches und soll hier auch nicht gewagt werden. Aber wenn man der deutschen Schule einen hervorragenden Antheil an den Siegen von Sadowa und Sedan zuschreiben zu dürfen geglaubt hat, so liegt der Gedanke nicht so fern, ihr auch an den in den letzten Jahren unverkennbar hervorgetretenen sittlichen Schäden einen gewissen, wenn auch mehr mittelbaren und negativen Antheil beizumessen, wenigstens in der Form, wie wir dem Gedanken bereits Ausdruck gegeben haben, daß die sittlich-erziehliche Einwirkung der Schule mit der wissenschaftlich-theoretischen sich nicht auf gleicher Linie bewegt habe.

Und das soll kein Vorwurf für die Schule und am wenigsten für unseren braven und tüchtigen Lehrerstand sein, es soll nur in überzeugender Weise demonstriren, daß auch

auf dem so wichtigen und scheinbar so gut bestellten Gebiet der Schule für helfende, bessernde, unterstützende, gemeinnützige Thätigkeit noch ein sehr bedeutender Spielraum bleibt und durch fleißige Arbeit auszufüllen ist. Zwei Aufgaben treten uns hier in erster Reihe entgegen: Hebung des Mädchenunterrichts, über dessen Zurücksetzung oft geklagt wird (wie das Weib, so die neue Generation; keine wichtigere Aufgabe können wir ersinnen, als tüchtige Frauen zu erziehen); und dann die Fortbildungsschulen, denn die beste Schule kann nur wenig nützen, wenn sie ihre Zöglinge in unreifem Alter den schlimmsten Einflüssen schutz- und haltlos preisgeben muß. Schon in diesen Dingen ist nicht Alles vom Staat und der Gesetzgebung zu erwarten, sondern es kommt auf die thätige Mitwirkung und das lebendige Interesse des Publicums sehr viel an.

Und grade das ist der Punkt, auf den auch im Uebrigen Alles ankommt. Unsere Schulen sind im Allgemeinen gut, es fehlt auch im Allgemeinen den Gemeinden nicht an Bereitwilligkeit, den Anforderungen des Staates zu entsprechen. Nur etwas lebendiger, frischer, thatkräftiger möchte man sich das Ding noch wünschen. Wenn alle Aeltern bedächten, daß ihre Kinder ihr größter Schmuck, ihr reichster Schatz, ihr Ehrenkleinod sind, das sie der Schule anvertrauen, damit sie den rohen Diamant zum strahlenden Brillanten entwickele: ja wie müßte dann das Interesse an der Schule noch in ganz anderer Weise lebendig sein, wie müßte es dann den Anforderungen der Regierung nicht blos nach-, sondern entgegen- und wo möglich zuvorkommen. Wie müßte dann jede Gemeinde über ihre Schule und ihre Lehrer wachen, an ihren Leistungen den regsten Antheil nehmen, und das könnte wieder nicht verfehlen, auf die Lehrer anregend und anspornend zurückzuwirken. Und

damit hängt der zweite Hauptpunkt zusammen: inniges Zusammengehen und Zusammenwirken von Schule und Haus, also z. B. daß die Zuckerpüppchen, wenn sie heulend nach Hause kommen, nicht noch bedauert und in Schutz genommen, daß sie von Hause aus zum Gehorsam und zur Achtung gegen Schule und Lehrer erzogen, ja daß sie überhaupt erzogen werden. Jetzt steht es leider so, daß viele Aeltern ihre Kinder gar nicht erziehen, ihnen alle Unarten durchgehen lassen. „Das findet sich, wenn sie in die Schule kommen.“ Nun soll die Schule (oft genug noch dazu in überfüllten Klassen) die vernachlässigte individuelle Erziehung, die nur die Aeltern geben können, nachholen. Trotzdem so Unmögliches von ihr verlangt wird, wird sie zum Ueberfluß noch nicht einmal unterstützt, sondern ihr womöglich noch entgegengearbeitet. Was soll daraus werden?

Mit dem eigentlichen Unterricht im Zusammenhange steht die Sache der Volks- und Jugendbibliotheken, so wie die Fernhaltung und Ueberwachung der Schund-, Schand- und Schmutzliteratur. O, wie viel ist da wieder zu thun und wie bitter und sündlich wenig ist bisher gethan? Mit welcher stupiden Indolenz sehen wir mit in den Schooß gelegten Händen zu, wie Phantasie und Geschmack des Volkes verderbt, sein Herz und Sinn herabgestimmt und verwirrt, ja wie täglich und stündlich wahre Giftströme in seine Adern ergossen werden. Man sage doch nicht, daß hier nichts geschehen könne. Wenigstens kann doch das Gute neben das Schlechte gestellt und zum Mitbewerb zugelassen werden, während jetzt thatsächlich die allerordinärste Fabrikwaare durch Billigkeit und geschickte Colportage weit bevorzugt ist.

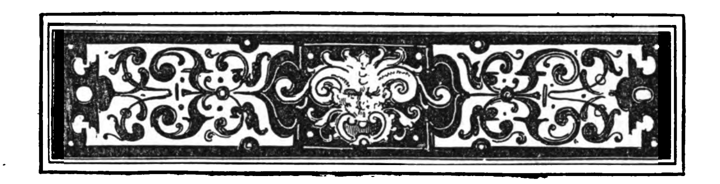
Erwähnen wir noch zum Schlusse last not least die communalen und politischen Interessen, die, wie

schon oft beklagt worden, im Allgemeinen doch noch recht lässig und nebensächlich behandelt werden. Es genügt eben keineswegs blos am Wahltage oder die letzten Wochen vorher sich um die öffentlichen Dinge zu kümmern. Das wäre so, als wollte ein Schüler das ganze Jahr faul und unaufmerksam sein und nur erst kurz vor dem Examen sich Mühe geben. Wir müssen fort und fort arbeiten an uns selbst und an Anderen, müssen für die gute Sache kämpfen und werben; müssen unser Herz frisch, unseren Sinn offen, unsere Theilnahme lebendig erhalten. Namentlich muß aber weit mehr, als bis jetzt der Fall, ein Jeder wissen, was er will und muß in Sachen der Freiheit, der nationalen Wohlfahrt, der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, der guten Sitte und was sonst die Elemente einer jeden guten, gesunden Politik sind, „keinen Spaß verstehen," will sagen, seine ernste, entschiedene Gesinnnng nicht nur haben, sondern sie auch mit Entschiedenheit vertreten. Alsdann würden wir vor manchen Unklarheiten, Halbheiten, Verstimmungen, Nörgeleien, Quertreibereien und Zerfahrenheiten bewahrt bleiben.

Die Reihe ist so lang, die wir aufzählen. Ueberall Arbeit und nichts wie Arbeit; das klingt so entmuthigend, daß Mancher, wie der arme Knecht, der den Wald umhauen sollte, aus Furcht vor dem Uebermaß der Arbeit sich versucht fühlen könnte, lieber gar nicht anzufangen. Aber die Welt gehört einmal nicht dem Verzagten, sondern nur dem Muthigen. In den geistigen wie in den physischen Kämpfen dieser recht eigentlich auf Kampf gestellten Welt ist der Sieg noch immer nicht der zahlreicheren, sondern der thätigeren, energischeren, besser geschulten Partei zugefallen. Und wie die Sünde ihren Fluch hat, indem sie, je mehr man ihr

nachgiebt, der vernachlässigten Flamme gleich, um so gieriger weiter frißt, so hat auch die Arbeit ihren Segen. Je mehr man thut, desto mehr fleckt und fördert die Arbeit. „Wer da hat, dem wird gegeben.“ Und was treue Arbeit thun kann, davon zum Schluß ein kleines, ermuthigendes Beispiel. Unser hiesiger Zweigverein der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ist überwiegend durch den Eifer und die thatkräftige Werbung eines Mannes von den kleinsten Anfängen so weit emporgediehen, daß er unter allen binnenländischen obenan steht und größere und reichere Städte, wie Berlin, Breslau, Leipzig, Dresden, Köln übertrifft. Wie viel müßte da nicht der gemeinschaftlichen Arbeit Vieler gelingen können in Dingen, die uns, bei Licht besehen, so nahe liegen, wie das Hemd der Haut, ja die uns bis auf Fleisch und Bein gehen.





Nachwort.

Nur noch wenige Worte der Verständigung über die Absicht, den Zweck so wie den Nutzen dieser Briefe. Wir legen mit Vergnügen, mit einem starken Gefühl der Erleichterung die Feder des tadelnden Sittenrichters nieder. Wie sie uns nicht durch die Einbildung moralischer Ueberlegenheit in die Hand gedrückt ward, so war es auch nicht die bloße negative Lust des Tadelns und Besserwissenwollens, was uns bewog, die Schattenseiten und Mängel unseres geistigen Lebens in einer Weise zu beleuchten, die bisweilen grell erscheinen mochte. Indessen daraus, daß hin und wieder starke Pinselstriche angewendet wurden, möge man doch nicht folgern, daß die ganze Schilderei eine übertriebene, caricirte sei. Stehe ich doch mit meinen Warnungen keineswegs allein. Aehnliche Klagen sind in der Presse, in Büchern und Flugschriften vielfach laut geworden; und das Beispiel des berühmten Aesthetikers Vischer mag zeigen, wie viel grellere Farben, wie viel schrillere Töne, wie viel

schroffere Ausdrücke Demjenigen unterlaufen können, der mit warmem Gefühl und aufmerksamem Blick die sittlichen Zustände der Gegenwart mustert.

Also nicht das Amt des mürrischen Sitten- und Splitterrichters (wer tadeln will, findet an seiner eigenen werthen Person des Dinges genug), nicht die Lorbeeren des Satirikers und Caricaturenmalers waren es, was wir erstrebten, sondern etwas ganz Anderes. Als vor acht Jahren der glorreiche Freiheitskrieg uns die gottbegeisterten Tage von Anno 13 wieder heraufführte, als der Telegraph uns Schlag auf Schlag die Kunde von Thaten brachte, wie sie ruhmvoller nie ein Volk in seinen Annalen zu verzeichnen hatte, als dann Kaiser und Reich nach langer Grabesnacht zu mehr als ehemaliger Macht und Herrlichkeit erstanden und das 40-Millionen-Reich in Macht und Einmüthigkeit herrlicher als irgend ein Staat der Jetztzeit und Vergangenheit emporwuchs, da beschlich wohl manchem Ernstergesinnten so etwas wie die Furcht vor „der Götter Neide," nur daß bekanntlich nicht die Gottheit es ist, welche dem Menschen sein armes Glück neidisch verkümmert, sondern die H y b r i s, der Uebermuth, die Haltlosigkeit der Schwäche, die ihr Glück nicht zu tragen vermag, es in Maßlosigkeit aller Art zu Grunde richtet. Sollte auch unser Volk in jenem unvergleichlichen Moment mit seinem berauschenden Ruhmestrank und seinem fascinirenden Milliardensegen jenen Höhepunkt erreicht haben, von dem es b e r g a b geht? Eine ernste Frage! Wer wollte es unternehmen sie zu beantworten? Jedenfalls dürfte das, was auf militärischem Gebiete ein Moltke für nothwendig erklärte, das glücklich Erworbene nun auch in ernster Thätigkeit und Tüchtigkeit zu behaupten, namentlich in moralischer Beziehung erst recht Geltung beanspruchen. In der That haben die folgenden Jahre jenen Ahnungen und patriotischen

Beklemmungen in einer Weise Recht gegeben, wie es kein Mensch voraussehen konnte. Heute nach sieben kurzen Jahren ist der Pessimismus allgemeiner und verstimmter, die Rathlosigkeit, Zerfahrenheit ärger als je. Es ist manchmal, als ob es überhaupt mit uns nicht mehr recht was wäre.

Nun so weit sind wir denn doch wohl noch nicht. Aber wie ein tüchtiger Kaufmann in kritischen Zeiten kaltblütig seine Bilanz zieht, entwerthete Conten durch Abschreibung ermäßigt, faule Kunden ausscheidet, kurz zusieht, was verloren, was geblieben und was zu thun, was zu lassen sein möchte, so haben wir unsere moralische Bilanz zu ziehen versucht und namentlich unser Debet fleißig studirt. Noch stehen ihm solide und imposante Activa gegenüber: die noch ungebrochene Macht des Königthums, die eiserne Disciplin unseres trefflichen Heeres, der Fleiß und die Integrität unseres mit Recht berühmten Beamtenstandes, der Patriotismus, die begeisterte Liebe und Verehrung für unser ruhmreiches Herrschergeschlecht. Aber zu läugnen ist nicht, daß manches einst stattliche Activconto hat geschlossen oder bedeutend heruntergeschrieben werden müssen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn wir fortfahren, unsere Capitalien zinslos rosten zu lassen, unsere Aufwendungen aber zu steigern, wir nothwendig zurückkommen müssen.

Es ist klar, daß wir alle Ursache haben, uns zusammenzuraffen. Aber was soll geschehen? Mancher, dem unsere Auslassungen reactionär vorgekommen, mag denselben wo möglich die Tendenz, einer Reaction das Wort zu reden, beigelegt haben. Aber nichts kann uns ferner liegen. Wenn wir jetzt, wo unser Schiff in voller Fahrt ist, in unbekannten verdächtigen Gewässern bei widrigen Winden und rollender

See unseren Cours umsteuern wollten, so wäre das vielleicht gefährlicher als Alles, was einem guten, starken Schiff Wind und Wellen irgend anthun können. Mag man den Fortfall mancher heilsamen Schranke, manches wirksamen Zuchtmittels, mag man beklagen, daß Einrichtungen, die unzweifelhaft veraltet waren, wie die Gilden und Zünfte, einfach beseitigt wurden, ohne daß sie in ihren einst guten und nothwendigen Wirkungen Ersatz fanden, mag man selbst finden, daß manche unter den neuen Einrichtungen nicht so gut gewirkt haben, als man von ihnen hoffen zu dürfen glaubte: unzweifelhaft liegt unser Heil einzig und allein vor, nicht hinter uns. Nur in rüstigem Vorwärtsstreben dürfen wir hoffen, die Mängel, die unseren jetzigen Einrichtungen anhaften, die Lücken, die in ihnen klaffen, zu ergänzen. Reaction ist das Lotterbett der geistigen Trägheit, unsere Aufgabe kann nur sein, das Volk in seinen großen Massen zum politischen Bewußtsein, zum socialen Pflichtgefühl, zu sittlichem Ernst, mit Einem Wort zu echt menschlicher Freiheit zu erziehen, an unserem schwachen Theile erziehen zu helfen.

Freilich das Wort des Einzelnen ist sehr schwach. „Was wird es helfen?“ sagt man uns. „Du machst die Welt nicht besser.“ Richtig! Es muß trotz der moralischen Briefe und ähnlicher Anläufe dabei verbleiben, daß das Wasser aus Sauerstoff und Wasserstoff besteht, die Körper dem Gesetze der Schwere folgen und die Menschen nach ihren Gefühlen und Interessen handeln. Aber das ist es ja auch nicht gewesen, was ich gewollt und erstrebt habe. Die menschliche Natur habe ich mich nicht zu meistern unterstanden, selbst in ihren offenbaren Schwächen und Mängeln nicht, und wenn der Einzelne aus Schwäche, Unenthaltsamkeit oder im Affect fehlt, damit habe ich es nicht zu thun gehabt,

sondern nur mit solchen Fällen, *wo massenhaft aus purem Unverstand contra naturam gesündigt wird*, wo man eigentlich nichts weiter zu thun hat, als sich ein wenig auf *seine wahre Natur*, *auf seine eigentlichen Gefühle*, *auf das, was man wirklich will*, *zu besinnen*. Also, um es noch einmal zu wiederholen, es fällt mir nicht ein, zu verlangen, daß, wenn eine Partei, ein Stand, eine Interessengemeinschaft sich gedrückt und benachtheiligt findet, sie nicht fortfahren sollte, eine Verbesserung ihrer Lage anzustreben; was ich mir erlaubt habe, in aller Bescheidenheit vorzustellen, war nur, daß wenn einem eine lästige Fliege um die Nase summt, es nicht grade geboten ist, sich mit dem ersten besten scharfen Messer das Geruchsorgan aus dem Gesicht herunter zu schneiden, oder daß, wenn Einen irgend wo der Schuh drückt, es noch zweckmäßigere Mittel giebt als barfuß über Glasscherben zu laufen. Es fällt uns nicht ein, von unseren *Damen* zu verlangen, daß sie nicht mehr danach streben sollen, uns zu gefallen, nur die unvorgreifliche Bemerkung schien mir am Platze zu sein, daß Werg, Roßhaar, Eisendraht, Weizenstärke u. dgl. m. nicht unfehlbare Kosmetica sind, daß zwischen „*distinguirt*“ und „*auffallend*,“ zwischen „*geschmackvoll*“ und dem „*Neuesten*,“ zwischen dem „*Gediegenen*“ und dem „*Kostspieligen*“ noch gewisse nicht unwichtige Unterschiede bestehen, und daß es endlich mit dem partout *Gefallenwollen* meist ebenso geht wie mit dem durchaus witzig sein wollen. Wir verlangen von unseren *Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern* nicht, daß sie um der treuherzigen Augen ihrer Kunden willen ihre Waare billiger losschlagen als sie sonst verantworten können; wir wünschen ihnen im Gegentheil guten und lohnenden Gewinn für ihre mühselige Arbeit und nicht

unbedeutendes Risico. Aber wenn immer auf das, was Einen nährt, fechs sich werfen, dann wird nichts zu machen sein und durch Pfuscherei, Slunkerei, Marktschreierei etc. kann die Sache nicht besser, sondern nur noch schlimmer werden. Wir verlangen nicht, daß unsere Gebildeten Gelehrte, Polyhistoren, Philosophen und Kritiker werden (schrecklicher Gedanke!), was wir wünschten, war nur, daß sie der Mehrzahl nach nicht thatsächlich und stillschweigend auf etwas verzichten möchten, worauf ausdrücklich zu verzichten ihnen so unmöglich ist, daß sie es als die schwerste Beleidigung ansehen, wenn ihnen ein solcher Verzicht angesonnen wird. Wir verlangen nicht, daß alle Leute, Freiconservative, Nationalliberale, oder was für Schattirungen es sonst giebt, werden sollen. Aber wenn wir in unserem Fühlen und Handeln an einem rein negativen, abstracten, kaltherzigen, geschichts- und wissenschaftslosen Radicalismus kleben bleiben, dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn Leute über uns kommen, die noch ein wenig radicaler sind als wir. Endlich fällt es uns nicht ein, unseren Mitmenschen die Engelsfittige selbstloser aufopfernder Hingabe an die kräftigen Schultern zu heften und sie zu fortwährendem begeisterten Aufschwunge in die luftlosen Aetherhöhen anzuspornen. Aber es ist kein übertriebener Idealismus, wenn man sagt, daß der engherzige, kurzsichtige, bornirte Egoismus das eigene Interesse eben so weit verfehlt, als die kopfloseste Verschleuderung, daß es eben so wie das Einlösen übernommener Verbindlichkeiten überhaupt, eine Sache des einfachsten Anstandes ist, die tausendfachen Wohlthaten, die wir täglich und stündlich von der Allgemeinheit empfangen, nicht mit rücksichtsloser Ausbeutung, sondern dadurch zu vergelten, daß wir uns unserseits als

nützliche Glieder des großen Ganzen, dem wir angehören, erweisen; daß nur ein Lump das Erbe seiner Väter durch Bauch und Gurgel jagt, während der Ehrenmann darauf bedacht ist, es seinen Kindern und Enkeln bereichert und veredelt zu hinterlassen, und daß es endlich unmöglich wohlgethan sein kann, allen Unrath, Abfall, alle Schädlichkeit langer Culturentwicklung immerfort sich um uns her aufhäufen zu lassen und mit verschränkten Armen zuzusehen, wie die Masse schließlich in Gährung geräth, daß es vielmehr dem Manne geziemt, das Uebel zu bekämpfen und an der Verbesserung des eigenen und des Looses seiner Mitmenschen treu und redlich zu arbeiten.

„Und es bleibt doch beim Alten!" ruft uns die sogenannte Weltklugheit entgegen. Kann sein; wir sind nicht übermäßig sanguinisch. Dixi et animam salvavi. Ein gewisser Sokrates, dessen Einige sich noch recht gut von der Schule her zu entsinnen wissen, hat einst behauptet, daß die Tugend durch Lehre und Unterweisung beigebracht werden könne, derselbe närrische Kauz, dem weder die Mathematik noch die Naturwissenschaft das mindeste Interesse zu haben schien im Vergleich mit der Lehre vom Menschen und von Dem, was ihm gut und förderlich oder schlecht und verderblich sei. Und der gleichfalls Manchem nicht ganz unbekannte Kant wollte gar meinen, der Mensch könne, was er solle. Und diese seltsamen Dinge wurden einst allgemein geglaubt. Als ich in die Klippschule ging, wurde uns fest und bisweilen mit schlagenden Gründen eingeremst, daß man sich für seine Fehler nicht auf Temperament, Gewohnheit, Neigung, Gedächtniß u. dgl. als Entschuldigung berufen dürfe. Das sind freilich heute veraltete Moden. Es ist, als ob unser Zeitalter den Glauben an unser sittliches Können, an die Macht und Freiheit des menschlichen Geistes verloren habe.

Aber noch giebt es Leute, die sich zur alten Schule bekennen, und daß sie noch nicht so sehr dünn gesäet sind, habe ich grade aus Anlaß dieser Briefe erfahren. Mag immerhin mein schwacher Ruf in die Leere der Vergessenheit verhallen: manch' freundliches Wort, manch' herzlicher Händedruck, manch' lauter Beifallsruf hat mir gezeigt, daß ich nur das ausgesprochen habe, was im Grunde in der Brust aller Guten und Wackern lebt und glüht. Die große Zahl solcher ermunternden Zeichen scheint dafür zu sprechen, daß die Empfänglichkeit für den Appell an die höheren Sittlichkeits-Gefühle nichts Seltenes ist. Das ist unser Trost und unsere Hoffnung für die Zukunft, und so darf ich schließen mit den am Schluß einer ähnlichen Musterung stehenden Versen Uhland's:

Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz.



